

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltungsteil

[urn:nbn:de:bsz:31-336939](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336939)



Allerley zur Unterhaltung und Belehrung.

Der Wirth und sein Gast.

In der Hauptstraße einer großen Stadt waren zwey der besten Gasthöfe einander gerade gegenüber. Eines Tages kommt ein gut gekleideter Fremder, setzt sich an die Wirthstafel, läßt es sich trefflich schmecken und leert zwey Bouteillen des besten Weins dazu. Die übrigen Gäste entfernen sich einer nach dem andern, nur er bleibt sitzen und trinkt noch fort, indem er dabey ein verdrießliches Gesicht zu machen anfängt. Dem Wirthe fällt dieß endlich auf, er setzt sich zu ihm, fragt, ob ihm etwas fehle, und dergleichen mehr. Der Fremde schweigt anfangs, doch endlich beklagt er sich, daß er so unglücklich wäre, immer mit seinen Wirthen in Streit zu gerathen, da er doch von Natur so friedliebend wäre. „Nein,“ sagte der Wirth, „mit mir bekommen Sie keinen Streit, darauf können Sie sich verlassen; aber sagen Sie mir doch, wie geht denn das zu?“ — „Ja, sehen Sie, Herr Wirth, ich reise zu meinem Vergnügen, esse und trinke gerne etwas Gutes; da ich nun aber kein Geld habe, so kann ich am Ende nicht

bezahlen, und da giebt es immer verdrießliche Händel.“ — „Nun,“ sagte der Wirth, „ich halte Wort, mit mir bekommen Sie keinen Spektakel, aber morgen müssen Sie mir zu Gefallen, da drüben es eben so machen, wie heute bey mir, das ist das Einzige, was Sie thun sollen.“ — „Nein, das geht wieder nicht an, Herr Wirth; denn da war ich schon gestern, und der hat mich unter gleicher Bedingung für heute herüber gewiesen.“

Der Bauer, als König.

Ein König, der keine Leibeserben hatte, verordnete in seinem Testamente, daß derjenige sein Nachfolger im Reiche seyn sollte, welcher, nach seinem erfolgten Hinscheiden, am ersten zum Thore herein käme. Der Zufall traf, daß dieß ein schlichter Landmann war, der, seines Gewerbes wegen, die Stadt besuchte. Alsogleich umringte und ergriff ihn das Volk, und führte ihn im Jubel in den Pallast. Und der Mann wußte nicht, wie ihm geschah. Dort angekommen, wurde er in ein Prunkzimmer geführt und mit kostbaren Kleidern

angethan, mit dem Schwerdt umgürtet, und mit Scepter und Krone geschmückt. Das war ihm recht. Drauf geleitete man ihn, unter Trompeten- und Paukenschall, in einen reichverzierten großen Saal, und man setzte ihn auf den Thron, und alle die, welche ihn umstanden, huldigten ihm in Ehrfurcht als ihrem König und Herrn. Das war ihm noch lieber. Endlich brachte man ihn in den Speisesaal, wo die Tafel mit dem kostbarsten bedeckt war, was man nur finden konnte an schmackhaften Speisen und Getränken aller Art. Das war ihm am allerliebsten. Und so hielt er denn Hof wie ein König, aß und trank wie ein König, und schlief zuletzt in einem schönen, großen Gemache, wie ein König.

Des andern Tages aber bekam die Sache eine andere Gestalt; er sollte nun auch amtieren wie ein König. Und es standen auch schon früh Morgens, ehe er aufgewacht war, des Reiches Beamte im Vorzimmer, und ließen sich melden: es möge Seine Majestät geruben, ihre An- und Vorträge allergnädigst zu vernehmen. Da deckte dann der Eine viele Mängel in der Verwaltung des Staates auf, und legte weiltläufige Pläne vor, zur Verbesserung derselben in den verschiedenen Zweigen; der andere schilderte den schlechten Zustand der Finanzen, und zeigte die Nothwendigkeit, die Staatseinnahmen zu vermehren, ohne den Unterthanen neue Lasten aufzulegen; der dritte brachte Beschwerden und Bitten und Klagen und nichts als Klagen vor von Unterthanen, die sich durch Lasten bedrückt, in ihren Rechten gekränkt, in ihrem Fortkommen gehindert hielten. Und so kam einer nach dem andern, mit dem und jenem, und jeder wollte von Sr. Majestät Entscheidung und Unterschrift haben. König Bauer that sein Möglich-

stes, wie er denn von gutem Verstande und noch besserem Willen war; aber was er da alles hören und thun mußte, war ihm einmal zu viel, und er wünschte sich in sein enges Stüblein zurück, wo ihm Niemand zur Last gefallen. Mittags schmeckte ihm das Essen nicht mehr recht, trotz allem Gefottenen und Gebratenen, zumal auch, da er vor und nach Tisch die Aufwartung vornehmer Herren und anderer Höflinge annehmen mußte, deren Gesellschaft ihm zwar sehr glänzend dünkte, aber auch sehr langweilig. Und er sehnte sich abermals zurück an seinen ärmlichen Tisch, zum schwarzen Brode, das er mindestens in Ruhe und Frieden zu verzehren gewohnt war. Nachmittags sollte große Heerscharen derer, die sogleich in den Krieg ziehen mußten gegen einen trotzig und mächtigen Nachbar; und König Bauer, indem er die Reihen der Krieger durchritt, bedachte bey sich den Tod und Verlust so vieler junger, kräftiger Männer, und das Elend, das über Tausende hereinzubrechen drohte, und daß er, der König, die Verantwortlichkeit auf sich lade für das Blut, das vergossen, und für all den Jammer, der verbreitet werden sollte. Und Abends legte er sich mit kummervollem Herzen nieder, und wälzte sich in peinlicher Unruhe auf dem Lager umher, und er konnte nicht schlafen. O wie wünschte er sich da zurück in sein stilles Kämmerlein, wo es ihm vergönnt war, obgleich auf hartem Lager, in erquicklicher Ruhe die Nächte zu verschlummern.

Da war sein Entschluß gefaßt. Morgens in aller Frühe ließ er sich seine Bauern-Kleidung vor sein Bett bringen, die er sogleich anzog; als nun die Beamten sich melden ließen, trat er unter sie und sprach: »Seh König, wer da will; ich einmal
will

will es nicht seyn. Als Landmann habe ich bloß meine Lasten zu tragen; als König sollte ich des ganzen Volkes Lasten tragen. Drum sey König, wer da will.“ Mit diesen Worten verließ er den Ballast, und ließ sich zeit lebens nicht mehr in der Stadt sehen. — — — Das ist in fernen Landen und vor langer Zeit geschehen. In unsern Landen aber und zu unserer Zeit ist es freylich anders; da will fast jeder regieren und keiner gehorchen.

Die Auspfändung.

Unter Sturm und Regen kam eines Abends ein Soldat an das Fenster eines armen Landmanns im ehemaligen Fürstenthum Batreuth, und bat um ein Nachtquartier.

„Lieber Freund,“ antwortete ihm die Frau, „es sind jetzt, Gottlob, keine Kriegszeit mehr, und die Soldaten müssen wie andere Reisende um ihr Geld in den Wirthshäusern zehren.“

„Ach, das wollte ich gerne,“ erwiderte der Soldat in preussischer Mundart, „aber ich führe ja keinen Pfennig mehr in der Tasche; ich habe mich auf der weiten Reise von Berlin hieher ganz aufgezehrt. Guten Leute! ich verlange nichts von euch, als ein Stroblager auf euerm Boden; seht mir ins Gesicht, ich bin ein braver Kerl, der wohl einen Bund Stroh verdient; andere Kosten will ich euch nicht machen; denn in meiner Ranze steckt ein gutes Stück Fleisch und Brod, womit ich unterwegs beschenkt worden bin.“

„Nun in Gottes Namen,“ sagte der Mann, „laß ihn herein. In ein paar Tagen sind wir vielleicht so arm wie er, und dann wird es uns auch freuen, wenn uns jemand aus Barmherzigkeit seine Thüre öffnet.“ — Er sprach diese Worte mit einem tiefen Seufzer.

Der Soldat trat nun vergnügt herein; bot beyden alten Leuten freundlich die Hand, wünschte ihnen einen schönen guten Abend und warf seinen Tornister auf die Ofenbank.

„Mach er sich's bequem, lieber Freund,“ sagte gützig die alte Kundel. „Ach du mein Gott! er ist ja ganz vom Regen durchweicht; zieh er doch seinen Rock ab, und häng er ihn hieher an die Ofenlange, ich will gleich ein wenig Reifigfeuer anmachen, daß er trocknet. Hans, du köntest ihm ja einweilen deine Jacke leihen.“ Hans war sogleich dazu bereit, und die alte Kundel trippelte hinaus und machte Feuer an.

„Braver Mann,“ sagte der Soldat, als er mit dem Alten allein war, indem er einen Blick in dem armseligen Stübchen herumwarf, „es scheint Euch recht so gut zu geben, als ihr es verdientet. Ich habe am Fenster ein Wort von Euch gehört, aus dem ich es mutmaße, und alles, was ich in der betäubten Wohnung sehe, bestätigt mich in diesem Gedanken.“

„Ja wohl betäubte Wohnung,“ sagte der Alte, „aber sie war nicht immer betäubt. O ich war sonst ein nicht reicher, aber zufriedener und glücklicher Mann! Ich hatte so viel ich brauchte; keinem Menschen war ich einen Kreuzer schuldig; ich konnte jedermann dreist unter die Augen sehen, und hatte mich vor niemanden zu fürchten. Aber, ach! da kamen die Kriegsjahre, und alles wurde anders. Es gieng mir zweymal mein Vieh verloren, einmal durch die Seuche, das andere Mal durch den Feind. Ich mußte Geld aufnehmen, um mir anderes anzuschaffen, und meine Aecker verpfänden. Eine Zeitlang bezahlte ich pünktlich die Zinsen, und bis dahin gieng alles gut. Nun wurden aber Kriegslieferungen, Kriegsteuer, Kriegsfuhren, und wie die

§

Dinge

Dinge alle heißen, ausgeschrieben; dazu wurde mir mein Weib krank und konnte nicht arbeiten, und so kamen wir, bey dem besten Willen, ehrliche Leute zu bleiben, immer tiefer herab; es wurde uns das Geld auf unsern Aeckern aufgekündigt, wir mußten sie um ein Spottgeld verkaufen, und auch unser Vieh weggeben, weil wir kein Futter mehr für dasselbe hatten. Wenn es mit einem Bauersmann einmal so weit gekommen ist, daß er weder Feld noch Vieh mehr hat, und sich auch sein Brod als Tagelöhner nicht verdienen kann, so ist er bald ein Bettler. Wirklich sind wir bereits so weit, daß wir, lumpiger fünfzig Gulden wegen, morgen ausgepfändet werden sollen. — Uebermorgen haben wir armen alten Leute also kein anderes Bett mehr, als das helle Stroh, und keine Kleider, als die wir auf dem Reibe tragen. O Freund, das ist hart für einen Mann, der sich nichts vorzuwerfen hat — hart und doch tröstlich; denn wenn ich mein Unglück verdient hätte, so wäre es noch schlimmer.“ Der Alte wischte sich eine Thräne von den Wangen, und auch des Soldaten Augen blieben nicht trocken.

„Wer weiß, guter Mann,“ sagte dieser, „ob nicht doch noch geholfen werden kann. Ein altes Kirchenlied sagt: Oft kommt der Trost aus Winkeln her, und ich weiß aus hundert Erfahrungen, daß das Bied recht hat. Ich meines Theils glaube an Gott und Gottes Hülfe, wo die Noth am größten ist. Man ist so ruhig bey diesem Glauben; sage, lieber Freund, ist es Euch denn nicht auch so?“

„Ach ja,“ seufzte der Bauer, „ich hab' es immer gedacht und immer gehofft; aber morgen kommt der Herr Amtsverwalter, und kein Gott wird verhindern, daß sie mich zum Bettler machen.“

„Laß es gut seyn, lieber Hans,“ sagte Kundel, die eben zur Thüre herein trat und die letzten Worte noch gehört hatte. „Nimm die Sache nicht so gar hart zu Herzen. Wie viel Menschen giebt es nicht, die auf Stroh schlafen und ihr Brod vor den Thüren suchen müssen! Und so weit ist es doch, Gott sey Dank, noch nicht mit uns gekommen. Es ist das Frühjahr vor der Thür, und die Feldarbeiten fangen wieder an. Kannst du auch nicht mehr dreschen und Holz fällen, so kannst du doch ackern und säen; ich aber kann grasen und krauten. Das alles wird uns bezahlt, und so sind wir denn doch noch keine Bettler.“

„Bravo, Mutter!“ sagte der Soldat, „so höre ich es gern. Nicht verzagt, so lang der Athem geht, das ist mein Grundsaß. Ich bleibe dabey: es kommt der Trost aus Winkeln her, und keines von Euch wird auf Stroh sterben.“

Diese Rede des jungen Kriegers gefiel den alten Leuten ungemein wohl. Kundel suchte, ohne ein Wort zu sagen, ihren letzten Groschen unter hundert Brodbröselchen aus der Tasche und holte ihm einen halben Krug gutes Bier, auch kochte sie ihm eine kräftige Möhrensuppe, um seinen erkälteten Magen zu erwärmen. Sie siengen beyde an, ihren Gast lieb zu geminnen, und vertieften sich mit ihm über Tisch in mancherley trauliche Gespräche. Der ehrliche Alte hörte mit großem Vergnügen der Geschichte des jungen Kriegers zu, der sich unter dem preussischen Heer in den beyden letzten Feldzügen tapfer mit den Franzosen herumgeschlagen, und eine Zeitlang mit den verbündeten Heeren in Frankreich gehaust hatte. „Ach,“ seufzte der Alte, „auch ich hatte einen Sohn bey der preussischen Armee; aber er ist gefallen in der unglücklichen Schlacht bey Jena.“

Der

Der gute Thomas! Doch wohl ihm, so hat er doch seiner alten Eltern Unglück nicht mehr erlebt.“

Hier wollte der Alte wieder in seine Schwermuth verfallen. Aber der Krieger ließ ihn nicht weiter reden. „Wir müssen jenen leidigen Tag vergessen,“ unterbrach er ihn, „durch den der gute Preußenkönig noch viel unglücklicher wurde, als Ihr. Es kostete ihm die fatale Schlacht mehr als sein halbes Königreich, eine Menge brave Offiziere und Soldaten, die er wie seine Kinder liebte, und am Ende auch seine schöne junge Frau, die der Gram umbrachte. Sagt, alter Vater,“ fuhr er fort, indem er seine fingerlange Pfeife aus dem Munde nahm, „ist der Bauer Hans am Abend vor seiner Auspfindung nicht glücklicher, als der König von Preußen am Tag nach der Schlacht bey Jena? Und doch hat Gott geholfen, und er ist heute ein eben so großer König, als vor dieser Schlacht. Drum sag ich immer und bleibe dabey, daß der Mensch das Vertrauen auf Gottes Hülfe nie ganz soll sinken lassen.“

Die alten Leute gaben ihm Recht, und fanden sich durch seine Rede sehr aufgerichtet. Es freute sie, von einem Soldaten so christliche Gesinnungen zu hören; sie lobten ihn dafür und versprachen ihm, ihr Unglück gelassen zu ertragen.

Kunigunda hatte ihrem Gast in der Bodenkammer ein weiches Strohlager bereitet. Des Wächters Horn erinnerte sie, daß es Zeit sey zum Schlafengehen. Die alte Mutter nahm die Laterne in die Hand und leuchtete ihm; Hans aber bot ihm mit einem freundlichen Händedruck gute Nacht.

Den folgenden Morgen erschien der Amtsverwalter wirklich mit seinem Schreiber und Gerichtsdienern. Zitternd öffnete ihm

die Bauersfrau die Thüre, und Thränen träufelten über ihre Wangen. Der alte Vater stand mit seiner Mütze in der Hand in einem Winkel und harrete bebend der Dinge, die da kommen sollten.

„Ihr wißt, guter Freund,“ redete ihn der Amtmann an, „in welcher Absicht wir hier sind. Ihr habt zur gesetzten Zeit die fünfzig Gulden nicht erlegt, und es bleibt also nichts übrig, als Euch auszufänden. Ich muß Euch gesehen, daß mir das sehr leid ist, denn ich weiß, daß Ihr immer ein braver Mann gewesen, und nur durch Unglücksfälle so tief herabgekommen seyd.“

„Wenn Sie das wissen, hochedler Herr Amtsverwalter,“ sagte jetzt der Soldat, indem er vor ihn hintrat, „warum wollen Sie denn den Ehrenmann zum Bettler machen? Lassen Sie ihm doch nur Zeit, sich zu erholen, er wird die lumpigen fünfzig Gulden gewiß ehrlich bezahlen.“

„Das hängt nicht von mir ab,“ erwiederte der Amtmann. „Sein Gegner besteht auf der Auspfindung, und wenn er nicht noch diesen Augenblick Geld oder Bürgen erhält, so muß ich mein Amt verrichten. Aber wer ist Er denn, mein Freund, daß Er sich so ganz unberufen in diese Sache mischt?“

„Ach,“ sagte die Bäuerin, „es ist ein armer, aber wackerer preukischer Soldat, der in seine Heimath zurückkehrt, und dem wir gestern ein Nachtlager gegeben haben, weil er kein Geld hatte, im Wirthshause zu zehren.“

„Ich erbiere mich,“ sagte der Soldat mit fester Stimme, „ich erbiere mich, Bürgschaft zu leisten für diese braven Leute, die ihren letzten Groschen zu Almosen angewendet, und ihren letzten Bissen Brod mit mir getheilt haben.“

Der Amtmann sah ihm mitleidig ins Gesicht. Der Soldat verstand seinen Blick. „Herr,“ sagte er, „Sie halten mich für einen Bettler: aber können Sie wissen, was in diesem Tornister steckt?“

„Ey nun, das kann man sich einbilden,“ sagte der Amtmann mit Achselzucken.

„Nein, das können Sie sich nicht einbilden!“ schrie der Soldat, indem er seinen Tornister aufriß. Gold steckt darinn; hier ist Gold, mehr als wir brauchen, einem hungrigen Gläubiger den Mund zu stopfen.“ Indem er so sprach, schüttete er einen vollen Beutel Napoleonsd'or auf den Tisch aus, so, daß vier oder fünf Stücke auf die Erde rollten.

Der Amtsverwalter machte große Augen; er hatte so viel Respekt vor dem Golde, daß er sich selbst mit seinem Schreiber bemühte, die herumrollenden Stücke aufzuheben. Die alten Bauerleute waren so verblüfft, daß sie ihr Erkennen nur durch ihre Mienen und Bewegungen ausdrücken konnten.

(Siehe gegenübersehende Abbildung.)

„Nun, da wäre ja recht unverhofft geholfen!“ sagte der Amtmann! „das hätte ich wahrlich nicht gedacht. Aber, wer sind Sie denn, mein werther Herr Soldat mit Ihro Napoleons im Tornister?“

„Wer ich bin? Gute Mutter! Bester Vater! kennt Ihr denn Euern Thomas nicht mehr? Euer Thomas, ja Euer Thomas liegt in Euern Armen, Euer todtgeglaubte Thomas!“

Wer schildert nun das Entzücken der beyden Eltern, ihre abgebrochenen Worte, ihre Thränen, das Lallen ihrer vor Freude geklammten Zünge? — Selbst der Amtmann und die Gerichtsdiener wurden gerührt von dieser Scene, und trockneten ihre nassen Augen.

„Gottlob! Gottlob! sagte endlich der alte Vater, als er wieder Worte fand; jetzt sehe ich ein, warum du so zuversichtlich versichern konntest, daß öfters Trost aus Winkeln kommt. Und, o Gott! fuhr er mit gen Himmel gehaltenen Händen fort, wen erweckst du mir zu meinem Tröster, meinen einzigen, längst schon todt geglaubten lieben Sohn, meinen Thomas!“

„Wir sterben also nicht auf Stroh, kinderlos, und als Bettler,“ schluchzte weinend die Mutter an Thomas Hals.

„Nein,“ schrie Thomas, „uns allen ist jetzt geholfen. Euer Thomas bleibt nun bey Euch und unterstützt und pflegt Euch in Euern alten Tagen. Nichts als der Tod trennt uns wieder. Der Krieg, der meinen braven Vater eine Zeitlang unglücklich machte, war bestimmt, das bleibende Glück der ganzen Familie zu gründen.“

Der Amtmann wurde ausgehåht, und nahm unter vielen Glückwünschen mit seinem Gefolge Abschied.

Jetzt, da sich Thomas mit seinen Eltern allein befand, erzählte er ihnen, wie er auf dem Schlachtfelde von Jena unter den Todten liegen geblieben und deswegen auch in das Sterberegister gekommen war. Seine Wunden, obgleich sehr schwer, waren doch nicht tödtlich gewesen. Er wurde glücklich wieder geheilt, und begab sich zu seinem Regiment, aber mit dem Gelübde, sein Vaterland nicht eher wieder zu sehen, und seinen Eltern nicht früher Nachricht von seinem Leben zu geben, als bis er die Schande jenes Tages mit dem Blute der Franzosen getilgt haben würde. Dieses Gelübde wurde schon durch die Schlacht bey Leipzig erfüllt; aber eine Wunde machte ihm damals die Rückkehr ins Vaterland unmöglich, und nach seiner Genesung brach durch Napoleons Zurückkunft aus

Die Auspfändung.



aus Elsa, schon wieder ein neuer Krieg aus. In diesem Feldzug erbeutete eine Abtheilung seines Regiments, bey der er sich befand, nach einem hitzigen Gefecht, einen französischen Geldwagen, und jedem Mitsreiter wurde gestattet, einen tüchtigen Griff darein zu thun. Erst nach Beendigung dieses Krieges wurde es ihm, nach erhaltenem Abschiede, vergönnt, seine Sehnsucht nach dem Vaterlande zu befriedigen, und die Hand der Vorsehung hatte ihn gerade an jenem entscheidenden Tage in die väterliche Hütte geführt.

Hundertjährige Personen im Königreich Belgien.

Am 21. Jenner 1831 lebten im Königreich Belgien 12, und im Großherzogthum Luxemburg 4 Personen, die ein Alter von 100 und mehrern Jahren erreicht hatten; davon sind 8 männlichen und 8 weiblichen Geschlechts; 3 Männer sind noch verheirathet, die übrigen 13 Personen sind alle verwittwet; ledigen Standes ist Niemand im Königreich so alt geworden. Es sind dieß namentlich:

1.) Der Rentirer Debloek, wohnhaft zu Basèle in Ostflandern, 100 Jahre 11 Monate alt, befand sich wohl. 2.) Die Wittwe Hartnagel zu Echternach im Luxemburgischen; geboren den 3. May 1720, verheirathete sich in ihrem 26 Jahre und war 50 Jahr alt, als ihr Mann bey der Erstürmung von Dejakow den Tod fand. Sie wurde, als ganz vermögenslos, vor mehrern Jahren ins Hospital aufgenommen, ist 111 Jahre alt und dabey gesund. 3.) Katharina Kobl zu Bous, im Luxemburgischen, zählt 101 Jahr und genießt eine ziemlich gute Gesundheit. 4.) Der in

Samptean wohnende 111jährige Tagelöhner Dujet ist noch ein rüstiger, gesunder Mann. 5.) In Engelsdorf, auch im Luxemburgischen, wohnt ein ehemaliger Förster, Namens Begend, der bey einem Alter von 104 Jahren, bis zu seinem am 7. Merz 1831 erfolgten Tode, eine gute Gesundheit genoss, und sich noch täglich Bewegung im Freyen machte. 6.) Die Wittwe Scheepers zu Haar im Luxemburgischen, 101 Jahr alt, ist erblindet, sonst aber wohl; sie besitzt Vermögen. 7.) und 8.) Mahimont Wagner und Marie Beaufait, ehemals Wirthschafterin, sind beyde im Laufe des Jahres 1831, nachdem sie bis zu ihrem Ende nie krank waren, 101 Jahr alt, in der Provinz Namur gestorben. 9.) Die zu Mailben, Provinz Namur, lebende Wittwe Crespin, 101 Jahr alt, erblindet, sonst gesund, war Mutter von 17 Kindern, die aber alle bereits bis auf Eins gestorben sind. 10.) In der nämlichen Provinz zu Cozenne findet sich noch ein 100jähriger Tagelöhner, Namens Canotte, der unausgesetzt von Morgens bis Abends seinen häuslichen Geschäften nachgeht, und nur Einmal, im Jahre 1829, unypflich war. — Die 6 folgenden sind sämmtlich in der Provinz Hennegau wohnhaft. 11.) Die Wittve Thomas zu Vers und Fosseau, von ihren Einkünften lebend, 101 Jahr 7 Monate alt, genießt einer vollkommenen Gesundheit. 12.) Auch der 102 Jahre alte Schneider Darcourt zu Andregnies ist gesund, aber sehr arm. 13.) Die Spinnerin Sourdiauwart zu Frasnes, 101 Jahr alt, ist schwach und gebrechlich. 14.) Ein Ackersmann zu Blaregnies, Namens Colin, ist zwar, in Folge seines hohen Alters von 101 Jahren, harrhörig geworden, auch leidet er an Augenschwäche, sonst befindet er sich wohl, und

erin-

erinnert sich noch recht gut an alle Begebenheiten seiner Jugend und an die Ereignisse während seines langen Lebenslaufs. 15.) Der Tagelöhner Hassin zu Baugeries, 100 Jahre alt, verheirathet, gesund, bestellt noch selbst seinen Garten, und führt ohne fremde Beyhülfe auf einem Schubkarren den nöthigen Dung dahin. 16.) Der alte und arme Robert zu Thoncourt wird von einer seiner Töchter erhalten.

Es erhellet aus dem Vorstehenden, daß im Großherzogthum Luxemburg und in 2 Provinzen von Belgien, unter einer Bevölkerung von 1,100,000 Seelen, 14, und in den übrigen Theilen des Königreichs, die mit 3 Millionen bevölkert sind, nur 2 Personen von 100 Jahren und darüber gezählt werden.

Eine englische Zeitschrift theilt folgende Beispiele von ungewöhnlich langer Lebensdauer mit: Fwan Yorath, beerdigt am 17. Heumonath 1621, ungefähr 180 Jahre alt. — Elias Yorath, beerdigt am 12. Hornung 1668, 177 Jahre alt. — Auf einem Stein in der Kirche von Lomwit Mayor liest man: „Hier liegt der Körper von Mathew Voss, beerdigt 1531, alt 129 Jahre.“ — Thomas ap Fvan ap Rhijis, der Barde, giebt sein Alter selbst auf 130. Jahre an, und er lebte gewiß noch 11 Jahre länger. — J. Millikin starb zu Mariport in Cumberland, 112 Jahre alt; und William Billings zu Fairfield-head (Staffordshire), geboren im Jahr 1679, in einem Alter von 114 Jahren. — Mistres Warren, von Tallagh, Graffschaft Dublin, starb im Jahr 1808, in einem Alter von 112 Jahren, und ihr Bruder zwey Jahre später, 120 Jahr alt.

Zu Boulogne-sur-Mer lebt gegenwärtig eine Frau, die 117 Jahr alt ist, und sich von Nichts als von Kaffee ernährt; sie nimmt täglich 30 bis 40 Tassen davon zu sich, worinn sie also sogar Voltaire übertrifft, der täglich nur 24 nahm. Diese merkwürdige Frau ist zu Villeroy, drey Meilen von Chambers in Savoyen, geboren, verheirathete sich in ihrem 66sten Jahre mit einem 25jährigen Mann, und lebte mit ihm 12 Jahre. Die Leibärzte Karls X. prophezeiten ihr im Jahr 1827 noch eine Lebensdauer von 30 Jahren, und sie ist gesonnen, es noch höher zu treiben.

Am 12. Christmonath 1763 starb in dem Dorfe Corino in Rußland Margaretha Krecowna, in ihrem 108ten Jahre. Sie hatte sich in ihrem 94sten Jahre zum drittenmal, mit Kaspar Kaykoul, aus dem Dorfe Elboulzin, welcher damals 105 Jahre alt war, verheirathet, und bekam mit ihm zwey Söhne und eine Tochter. Diese 3 Kinder lebten noch beym Tode ihrer Mutter, und trugen die Kennzeichen von dem Alter ihrer Eltern an sich: sie hatten weiße Haare; in ihren Kinnladen fand man Zahnlücken, ohne daß sie jemals Zähne gehabt hatten. Sie konnten keine harten Speisen kauen, sondern lebten blos von Hülsenfrüchten; für ihr Alter waren sie groß genug, allein ihr Rücken war krumm, ihre Haut war runzlicht, und es fanden sich bey ihnen alle andere Zufälle des hohen Alters ein. Ihr Vater lebte damals noch, und war 119 Jahre alt.

Im Spital zu Würzburg starb am 15. Mai 1835 Apollonia Rottmann, im Alter von 117 Jahren u. 8 Monaten; sie hatte den 7jährigen Krieg als Soldatenfrau mitgemacht.

Der französische Reisende Poujoulat besuchte zu Gaja in Palästina im Monat April 1831 zwey muselmännische Greise, von denen der eine 120 und der andere 113 Jahre alt war. Der erste hieß Ibrahim Odeb (Ibrahim der Wiederauferstandene). Man hatte ihn nämlich schon einmal beerdigt, als er, während einer gefährlichen Krankheit, in eine tiefe, lang anhaltende Ohnmacht versunken war. Des letzten Name ist Isheim Mnkraf. Beyde waren noch ziemlich kräftig, obgleich sie zum Gehen sich eines Stockes bedienten. Sie hatten ein gutes Gedächtniß und sprachen über Alles, was sie gesehen oder gehört hatten, mit vieler Umsicht und richtiger Beurtheilung. Beim Abschiede von den ehrwürdigen Greisen mußte Poujoulat, in ihrer Gegenwart, ihre Namen in sein Reisetagebuch schreiben und ihnen versprechen, ihr Andenken immer in gutem Gedächtniß zu behalten.

Es lebt gegenwärtig zu Rom eine Person, Namens Elisabeth Trenati, welche bereits ein Alter von 110 Jahren erreicht hat. Unter Pabst Benedikt XIV. kam sie von Venedig hier an, diente mehrere Jahre als Magd, verehelichte sich dann und gebar 8 Kinder, von denen aber keines mehr am Leben ist. Seit 40 Jahren ist sie, in Folge eines Schlagflusses, erwerbsunfähig und wird von Milchmeyerleuten, die ihr ganz fremd waren, gepflegt; seit einiger Zeit bezieht sie auch von der Regierung eine Unterstützung. Die Greisin ist recht zufrieden und nur, wenn sie von Unglück erzählen hört, das jemand widerfuhr, bricht sie in Thränen aus. Ihre braven Versorger behandeln sie übrigens wie gute Kinder, und sie wird von vielen angesehenen Personen besucht, welche ihr ihre Theilnahme bezeigen.

Beispiel zur Nachahmung.

In einem kleinen Orte im Staate Massachusetts in Nordamerika lebt Doktor W...., ein alter Kriegsmann, hochgeachtet von seinen Mitbürgern und mehrere Male zum Mitgliede des gesetzgebenden Rathes gewählt. Seine größte Freude war Tabakrauchen; er rauchte fortwährend, übrigens war er mäßig, trank nie Brantwein und selten Wein. Als er eines Morgens nach der einzigen Schenke des Orts gieng, um sich Cigarren zu kaufen, traf er einen Nachbarn, früher ein sehr wohlhabender Landmann, der jetzt aber durch Liebe zum Trunk so herunter gekommen war, daß seine Grundstücke schwer verschuldet und bereits zum Verkauf angeschlagen waren. — „Ach, folgt Ihr noch Eurer alten Gewohnheit?“ fragte W.... — Jener, über die Frage ein wenig gekränkt, sprach: „Doktor! wenn Ihr nicht mehr schmauchen wollt, so will ich auch das Brantweintrinken lassen.“ — „Topp!“ rief Doktor W...., „die Herren sind Zeugen!“ warf die Cigarren ins Kaminfeuer — der andere setzte das Glas vom Munde, trank seitdem nie einen Tropfen Brantwein mehr, gewann durch Fleiß und Arbeit sein Gut wieder, und rettete seine Familie vom Untergange. Der alte Krieger hielt gleichfalls sein Versprechen; der Wirth aber klagte, daß er zwey seiner besten Kunden, einen Tabakraucher und einen Brantweintrinker, verloren habe.

Das Brauttänzelein.

Zwey arme alte Leute, Mann und Weib, arbeiteten eines Tages in ihrem Heckerlein, das an der Straße lag. Und sie spazeten und hacten von früh Morgens bis Mittag

in Einem fort; und wie es Mittag war, hatten sie wohl viel Hunger, aber wenig Brod. Da sagte das Weib und seufzte: Ach Gott, was haben wir doch verschuldet, daß es uns so elend geht! Der Mann, der eines immer heitern Sinnes war, sagte: Es muß denn wohl seyn, daß wir unser Brauttänzlein zu machen vergessen haben. Was meinst du, Annamarie, wenn wir es jetzt nachholten? Und er packte sogleich das Weib um die Mitte und drehte sie, und sie mußte selbst dazu lachen. Und weil es gar uneben auf dem Acker war, so giengen sie auf die Straße, und sie tanzten hier auf und ab und hin und her, bis sie endlich schwindlicht wurden und beide in den Straßengraben hinabfielen. Da lagen sie; — der Mann lachte und das Weib schimpfte über das tolle Brauttänzlein. Wie sie aber nun aufstanden, da bemerkte der Mann eine Geldkage daneben liegen, und sie war auch voll von Geld. Da schrie der Mann: Zuchen! als obs auf der Hochzeit wäre. Jedoch bald darauf kam ein Kaufmann des Wegs, und er fragte die beyden, die nun wieder an der Arbeit waren: ob sie keine Geldkage gefunden hätten? Der Mann war gleich beschlagen und sagte: O ja! damals, als wir das Brauttänzlein gemacht haben. Hierauf sagte der Kaufmann: Nein, so lange ist's nicht her, daß ich sie verloren habe, und gieng weiter. — Hier nun welch die Erzähler von einander ab. Einige sagen, die Geschichte habe sich in Ober-Ehrlingen zugetragen, und der arme Mann habe die Kage dem Kaufherrn zugestellt, wofür er denn auch ein schönes Geschenk zu seinem Brauttänzlein erhalten habe. Andere dagegen behaupten, es sey in Unter-Ehrlingen geschehen, und der Mann habe das Geld behalten und die Kage obendrein.

Der günstige Leser mag also glauben, was ihm das Beste zu seyn dünkt.

Das Erbsengeld.

Der Gastwirth zu Stenditz, Johana Paída, verkaufte im Jahre 1522. 90 $\frac{1}{2}$ Ellen Feinwand, unter der Bedingung, daß die erste Elle eine Erbsen kosten sollte, die zweyte noch einmal so viel, und dann jede folgende noch einmal so theuer, als die vorige. So kam die fünfzehnte Elle schon auf 32,768 Erbsen, die zwey Mätschen ausmachen; die 20ste betrug einen Scheffel, die 21ste zwey Scheffel, weniger zwey Mätschen; diese zu zwey Gulden angeschlagen, kostete die 37ste Elle eine Tonne Goldes und 31,071 Gulden; die 54ste einen Braubottig, 71,797 Tonnen Goldes und 38,112 Gulden; die 70ste einen Thurm, 12,588 Braubottige, 27,269 Tonnen Goldes und 73,440 Gulden; die 87ste beträgt 47,576 Thürme, 92,168 Braubottige, 97,792 Tonnen Goldes und 67,304 Gulden; die 90ste und eine halbe Elle sind 16 Städte voll, 23,358 Thürme, 53,448 Braubottige, 64,405 Tonnen Goldes und 98,208 Gulden. Der ganze Handel für die 90 $\frac{1}{2}$ Ellen betrug also 17 Städte, 70,936 Thürme, 53,207 Braubottige voll, 61,266 Tonnen Goldes, 8,135 Gulden, zwey Scheffel Erbsen, weniger 2 Erbsen.

So theuer hätten die 90 $\frac{1}{2}$ Ellen Feinwand bezahlt werden müssen, wenn es möglich gewesen wäre. Hierben ist angenommen, daß 100,000 Gulden eine Tonne Goldes betragen, 100,000 Tonnen Goldes einen Braubottig voll, 100,000 Braubottige einen Thurm voll, 100,000 Thürme voll aber eine Stadt voll ausmachen.

G

Die

Die fromme Zosingerin.

(Aus einer alten Chronik.)

Anno Domini 1519 was die Pest in Zosingen, do was ein alt Wittib, die hieß Anna Dulliker, die hat zwey Kind, die auch den Pesten hattend, und gieng die gut fraw all Tag zu dem Bildhüßly, das vor der Stadt war, und bettet da zu der Mutter Gottes, das sy jr Kindlein erhalten wolt, und versprach ihr, wenn sie das thet, das sy jr das Hüßlin wider wolt buwen lassen, dan es vast zerfallen was. Do genasend die Kind, und spart die fraw jr Geldlin zesamen, damit sy jr Gelübb erfüllen mocht. Aber do kam die Zwinglische Per uf, und thet man auch ze Zosingen die Bilder aller Orten weg; die fraw aber wolt den nüwen Glauben nit annemen, und zog, do man jr zusagt, heimlich von Zosingen fort, und do sy zu dem Bildhüßly kam, da warent Werklütt da, die das schliffend; do hat die fraw, das sy jr das Bild kessend, und lauffs innen ab und wolts mit sich forttragen; das konnt sie aber nit, denn es jr zu schwer was, do sy auch jr klein Kind und jr Bündelein tragen mußt; do dingt sy ein Mann, der ibs tragen solt, der was aber der nüwen Per ein enfriger Anbenger, und spottet der guten frawen, und wenn ein wyl gangen was, so sagt er, dyn Göß wird mer ze schwer, ich will in Graben werfen; des erschraf dann die fraw und hat in weinend, das er wyters gieng; da fordert er wider Gelt von jr, und das trieb er so lang, bis die arme fraw kein Gelt mehr hat; da warf er das Bild in die Studen und luf darvon. Aber die fraw sagt sich zu jm und wußt nit wie sy es wyter bringen solt, und host, das jemand des wägs kam, der jr tragen helf.

Do hat das eint Kind Blumen g'sucht, und fand da zu den füßen des Bilds ein silbern Pfenning, den zeigt es der Mutter, und do sy auch sucht, und an dem Orte nachgrabt, do fand sy ein hafent, der was voll solcher heidnischer Pfenning, wie man dan solcher in dieser Gegne mer funden hat, und erkannt do die Guad der heiligen Jungfraw erst recht, die sy von jr Trüwe willen rycher macht, als sy vor nie was, und gab do jr Bild einem Baurmann, der mit synem Ros nach Sursee fur, und sagt jr Kind auch daruf, und erzelt do in der Statt, was jr begegnet was, des sich menklich verwundert, und die gnadenryche Mutter hoch verehrt.

Die Wasserhose.

Mit dieser Benennung wird etne furchbare Lusterscheinung bezeichnet, die hauptsächlich in den südlichen Meeren, in der Nähe des Aequators, vorkömmt. Sie besteht darinn, das sich eine Wassersäule aus einer Wolke mit großem Geräusch nach der Meeresfläche herabsenkt, woben sich das ihr entgegenstehende Meereswasser gleichfalls zu einem Kegele erhebt, dessen Achse mit der des obern einerley Richtung hat und sich mit demselben verbindet, ober fast umgekehrt, ein Wasserkegel aus dem Meere gegen eine Wolke aufsteigt, und sich mit dieser verbindet. Nach der Verebnigung rückt die Säule fort und zerplatzt nach einiger Zeit, woben die ganze Wassermasse unter fürchterlichem Krachen ins Meer stürzt und dasselbe in solche Bewegung setzt, das die Schiffe, welche sich unter ihr oder in ihrem Bereich befinden, selten zu retten sind. Bisweilen werden dergleichen Wasserhosen vom Meere, wo sie entsanden, über das nahe liegende Land getrie-

getrieben, wo sie oft, nach Art der Wirbelwinde, große Verwüstungen anrichten.

Ein neuerer Reisender bemerkt hierüber Folgendes:

Die Wasserhose kann als eine der schrecklichsten Naturerscheinungen betrachtet werden, die sich in den Aequatorial-Meeren zeigt. An der Westküste Afrika's ereignet sie sich häufiger, und erlangt eine beträchtlichere Größe, als in irgend einem andern Theile des Oceans. Sie zeigt sich nicht immer unter der nämlichen Gestalt, und ist bey manchen Veranlassungen stillstehend, während sie sich bey andern mit wechselnder Schnelligkeit vorwärts bewegt. Ist eine Wasserhose im Begriffe sich zu bilden, so wird das Meer, wie ruhig es vorher auch immer gewesen seyn mag, an einer besondern Stelle in äußerst heftige Aufregung versetzt, und bald beginnt es unter tosendem Getöse zu brausen und zu sieden. Jetzt sieht man eine trichterförmige Röhre aus den Wolken, die zu solch einem Zeitpunkt sehr niederhängen, herabsteigen und ihre Richtung nach dem tosenden Gewässer hin nehmen, als wolle es sich mit ihm in Verbindung setzen. Manchmal, gemeinlich jedoch nicht, geschieht dieß, oder scheint es vielmehr augenblicklich zu geschehen. Mittlerweile vermehrt sich die Aufregung des Meeres, die Röhre gewinnt an Umfang, und die obenausliegende Wolke senkt sich zu einem sehr niedrigen Standpunkte herab; endlich vereinigen sich alle diese Theile und bilden einen fünfzig oder sechzig Fuß hohen Wasseryseiler, dessen Basis auf dem Meere ruht, während sein Gipfel in die überhängenden Wolken dringt und gänzlich von ihnen verborgen wird. Einige Minuten hindurch bleibt dieser Pfeiler an-

beweglich, und verschwindet dann; in andern Fällen jedoch rückt er stätig in Einer Richtung vorwärts, und droht jedem Schiffe, das ihm in den Weg kommt, Verderben. Denn da bey solchen Gelegenheiten das Wetter stets vollkommen ruhig ist, so können ihm die Seeleute nicht ausweichen. Sie müssen sich daher Mühe geben, den Gegenstand ihrer Furcht, noch ehe er das Schiff erreicht, zu zerstören; was ihnen öfters durch Abfeuerung von Kanonen gelingt, indem die solchergestalt in der Luft hervorgebrachte plötzliche Vibration das Gleichgewicht der Wassersäule zerstört, die dann herabfällt und sich mit dem Meere vermischt. Sollte die Wasserhose, trotz dem Geschütze, sich immer noch vorwärts bewegen, so suchen die Seeleute für ihre Sicherheit dadurch zu sorgen, daß sie unter die Verdecke gehen und die Luken schließen, wo dann ihre Lage, wenn nicht zufälligerweise das Schiff nur einen geringen Tonnengehalt besitzt, nicht so gefahrdrohend ist, als man vermuthen möchte; denn es ist anzunehmen, daß keine Wasserhose einem großen Schiffe Verderben bringen wird, weil sie, sobald das Schiff in eine gewisse Nähe von einer solchen Naturerscheinung kommt, den Einfluß jener Anziehung der Schwerkraft fühlen muß, den alle großen Körper auf einander ausüben, und nach dem Verluste des Gleichgewichts und ihrer Festigkeit nicht länger mehr im Stande seyn wird, sich in jener Säulenform und aufrechten Stellung zu erhalten, die zu ihrem Bestehen wesentlich notwendig sind.

Neben die Natur und Entstehungsart der Wasserhosen giebt es mehrere Meinungen, von denen jedoch keine diese Erscheinung befriedigend erklärt.

Das Duell.

Zwei Engländer, welche ein Speisehaus in Paris besuchten, bemerkten, als sie sich eben niederlassen wollten, in ihrer Nähe einen Menschen von ungemein großer Figur, dessen originelle Tracht und Haltung keinen Zweifel übrig ließ, daß er hier fremd war, zumal, da er mit ungehörter Aufmerksamkeit und einem merkwürdigen Ernste Alles beobachtete, was um ihn vorging. Einer der Engländer erzählte ziemlich laut seinem Freunde, daß in Kurzem, wie er gehört, ein berühmter Zwerg ankommen werde, als der ernste Mann in ihrer Nähe den Mund öffnete und sagte: „Ich komme an, du kommst an, er kömmt an, wir kommen an, ihr kommt an, sie kommen an.“ — Der Engländer, welcher seine Erzählung für die Ursache dieser geheimnißvollen Worte hielt, wandte sich zu dem Fremden, und fragte sehr artig: Neben Sie mit mir, mein Herr? worauf ihm der Unbekannte erwiderte: „Ich rede, du redest, er redet, wir reden, ihr redet, sie reden.“ — Ah, Sie wollen mich vielleicht beleidigen! fuhr der Engländer gereizt fort. „Ich beleidige, du beleidigst, er beleidiget, wir beleidigen, ihr beleidiget, sie beleidigen,“ war die Antwort. — Das ist zu viel! rief hastig der Britte, Sie werden mir Genugthuung geben, und gleich! Wenn Sie ein Herz haben, so kommen Sie mit mir! — „Ich komme, du kommest, er kommt, wir kommen, ihr kommet, sie kommen.“ — Mit diesen Worten erhob sich der Fremde mit kaltem Blute, und folgte gelassen dem Herausforderer. Jeder hatte sich einen Degen verschafft, und bald standen sie auf dem Kampfplatze einander gegenüber. Vom Leder ziehend, rief der Engländer: Mein Herr, wir müssen

ans schlagen! „Ich schlage mich, du schlägst dich, er schlägt sich, wir schlagen uns, ihr schlaget euch, sie schlagen sich.“ — Mit dieser Erwiederung entwaffnete der Unbekannte durch eine Finte seinen Gegner. Sie sind Sieger, murte der Engländer, und ich hoffe, Sie werden zufrieden seyn. — „Ich bin zufrieden, du bist zufrieden, er ist zufrieden, wir sind zufrieden, ihr seyd zufrieden, sie sind zufrieden.“ — Nun, so scheint die ganze Welt zufrieden, fuhr der Britte fort, ich will es auch seyn; aber hören Sie nun auch auf zu conjugiren und mich zu conjoniren, oder sagen Sie mir wenigstens, was Sie für einen Zweck dabei haben?

„Ich bin ein Holländer,“ nahm der originelle Fremde das Wort, „und lerne die englische Sprache. Leider wird mir dieses Studium sehr schwer, und besonders sind es die Conjugationen der Verba (Zeitwörter), welche mir Schwierigkeiten machen; deßhalb hat mir mein Lehrer den Rath gegeben, jedes englische Verbum, welches ich höre, augenblicklich durch zu conjugiren, um dasselbe auf diese Weise mir einzuprägen. Das Experiment ist mir zur Gewohnheit geworden, jedoch freue ich mich dabei meiner Fortschritte.“ Die Engländer mußten darüber laut lachen, und luden den conjugierenden Holländer zum Mittagessen ein, der darauf gleich erwiderte: „Ich werde essen, du wirst essen, er wird essen, wir“ — Ja, wir werden essen! unterbrachen ihn lachend die Britten, indem sie den originellen Gast in ihre Mitte nahmen und zu Tische eilten. Wie man sich erzählt, hat der Holländer mit eben so großer Ausdauer gegessen, wie conjugiert.

Der

Der weiß sich auszureden.

Vor das Corrections-Tribunal zu Paris ward ein Stiefelpußer gebracht, den eine Frau des Diebstahls beschuldigte. Er versicherte, sie nicht zu kennen; das gab sie zu, doch meynete sie, er werde desto besser die Stiefeln ihres Mannes kennen, die man ihm zum Nutzen gegeben. Auf die Frage des Präsidenten entgegnete der Angeklagte: „Ach, das ist die Sache! — Nun, der Bürger klagte mir, seine Stiefeln seyen ihm zu eng, und ich, aus Herzensgüte, nahm sie mit, um sie ein wenig auszutreten, weil ich einen Fuß habe, wie ein Fuchsschwanz; und ich habe sie noch nicht einmal drey Wochen getragen, so arretirt man mich schon. Das kommt dabey heraus, wenn man solchem Gesindel, das mit Hühneraugen geplagt ist, einen Liebedienst erweist.“

Das Tribunal fand jedoch diese Erklärung nicht genügend, und verurtheilte den Angeklagten zu drey Monaten Gefängnißstrafe.

Macht der Musik.

Ein englischer Schneider, der mit großer Fertigkeit auf der Geige spielte, gieng vor einiger Zeit von dem Fahrmarkt zu Dalton, wo er mit seiner Kunst paradiert hatte, nach Hause. Eben schritt er quer über ein Feld, als er plötzlich einen wüthenden Stier in gewisser Entfernung auf sich loskommen sah. Der Schneider machte in seiner Angst den Versuch, auf einen Baum zu klettern, was ihm aber nicht gelingen wollte. Nach verzweifelm Hin- und Herhinken kommt er plötzlich auf den glücklichen Einfall, die Zauberkräfte der Musik zu erproben. Kaum hörte der Stier die

Töne des Instruments, als er mit einem Male wie tief gerührt stehen blieb. Der Schneider wollte sich die momentane Entwilderung seines furchtbaren Gegners zu Nutzen machen und Fersengeld geben; aber kaum verstumte die Geige, so kam auch das Thier wieder auf ihn los. Der arme geängstigte Virtuose mußte mit seiner zitternden Hand von Neuem fideln; er fidelte in wahrer Todesangst vier volle Stunden lang, und während dieser ganzen Zeit war der gehörnte Tyrann wie festgebannet. Endlich wurde der Schneider durch einige Knechte, welche kamen, um die Kübe zu melken, aus seiner peinlichen Lage erlöst.

Der Wespenstich in der Kehle.

An einem warmen Herbsttage arbeitete ein irländischer Schiffszimmermann in der Stadt Leighlin. Der heftige Durst nöthigte ihn, im Wirthshause einen Krug Bier zu trinken, worauf viel Schaum und darinn eine Wespe lag. Ohne dieses Insekt zu bemerken, schlang er gierig das Getränk hinein, und erhielt einen Stich in die Kehle. Einige Minuten konnte er noch fortarbeiten, mußte aber dann, von einer plötzlichen Erstickung überfallen, nach Hause eilen. Der herbengerufene Arzt fand ihn sprachlos und schwarz im Gesichte, in der äußersten Verzweiflung und Todesangst mit allen Gliedern arbeitend, um Luft zu schöpfen; er zeigte mit dem Finger nach der Kehle über dem Brustknochen an der rechten Seite, als dem Ort, wo er gestochen worden war. Eine äußerliche Operation mußte hier die trampfartige Zusammenschnürung eher vermehren, als vermindern; zum Glück wandte daher der Arzt folgendes Mittel an: Etwas Honig, feines Del und Essig wurden in einer Schale

wohl

wohl unter einander geschlagen. Diese Mischung setzte man auf den Tisch vor ihm, und ließ ihn jede Minute einen Löffel voll davon hinunter schlingen. Die ersten drey Löffel voll giengen, wie an seinen verdrehten Gesichtszügen zu bemerken war, nur mit Mühe und Pein hinunter; hernach aber konnte er leicht und ohne Mühe schlucken, und zu aller Erkennen so laut und stark reden, als er je gethan hatte. Mit dem Gebrauche dieses Mittels mußte er nun, doch nicht so oft als vorher, fortfahren, sich zu Bette legen, und durfte kein Wort sprechen, noch Andere sprechen lassen. Am folgenden Morgen gieng er wieder an seine Arbeit, ohne daß sich ferner ein unangenehmer Zufall einstellte.

Das Rhinoceros und die Rhinoceros-Jagd.

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

Das Rhinoceros, oder Nashorn, das den südlichen Theil von Afrika und das heiße Asien, vor allem Siam, bewohnt, verdankt seinen Namen dem Horne auf der Nase, welches bey dem asiatischen einfach, bey dem afrikanischen aber doppelt und an der Spitze ein wenig rückwärts gebogen ist. Das vordere hat zwey, auch wohl vier Fuß Länge; das hintere ist etwas kleiner. Dieses Horn dient dem Rhinoceros als Waffe gegen die Angriffe aller andern wilden Thiere, denen es damit den Leib aufreißt, so daß die Eingeweide dem Stosse folgen. Der Kopf des mächtigen Thieres gleicht dem Kopfe eines Schweins, mit dem es auch in Hinsicht der gränzenden Stimme und in Hinsicht der Vorliebe für Sümpfe und Moräste, in denen es sich zu wälzen pflegt, viel Aehnlichkeit hat. Die über

einen Zoll dicke, aschgrane Haut des Nashornes, wurde ihm von der Natur zum Bollwerke gegeben. An einigen Stellen des Leibes liegt diese Panzerhaut einige Zoll weit über einander. An Größe weicht das Rhinoceros auf dem festen Lande nur dem Elephanten. An Kraft und Stärke weicht es auch diesem nicht. Störrig, stumpsinnig und träge von Natur, lebt das Nashorn gern in wässrigen und sumpfigen, und dabey unzugänglichen Gegenden. Sein Naturell ist ruhig und friedlich. Der Mensch hat an und für sich nichts von ihm zu fürchten, doch thut man wohl, ihm aus dem Wege zu geben, weil jede neue Erscheinung auf dieses in unzugänglichen Sümpfen hausende Thier nachtheilig einwirken und dasselbe zur Wuth entzünden kann. Angegriffen und gereizt, ist das Rhinoceros wild und unbändig. So kann es gefährlich werden. Durch das geringste Geräusch scheu gemacht, bricht es oft wild aus dem Dickicht hervor, und kann so das Leben der Reisenden gefährden, besonders zur Nachtzeit. Wüthend stößt es dann die Ochsen nieder, deren man sich in jenen Gegenden vorzugsweise als Transportmittel bedient, zertrümmert den Wagen, und verwüßt alles, was ihm in den Weg kommt. Oft tobt es stundenlang so fort, bis seine Wuth erschöpft ist.

Das Rhinoceros hat einen äußerst seltenen Geruch und ein sehr scharfes Gehör. Bei seiner starken Haut ist es nur am Bauche verwundbar. Darum können nur gute Schützen auf dieses Thier Jagd machen. Das Nashorn hat ein kurzes und blödes Gesicht. Es ist sehr gut zu Fuße. Sein Lauf ist reisend schnell. In Ostindien ist man sein Fleisch. Die dicke, sehr geschätzte und theure Haut des Thieres wird zu un-durchdringlichen Schilden, Panzern und Spa-

Abbildung eines Rhinoceroses auf der Insel Java.

Abbildung eines Rhinoceroses auf der Insel Java.



Spaziersböden verarbeitet. Indische Fürsten tranken aus dem Horne des Rhinoceros. Der Volksglaube sagt: daß wenn das Getränk vergiftet sey, dasselbe in eine so heftige Gährung gerathe, daß es gänzlich aus dem Becher herauslaufe. Wundern wir uns darum nicht über die Preiswürdigkeit des Rhinoceroshorns.

Da die Jagd des Nashorns zu den großartigen waidmännischen Vergnügungen der Asiaten gehört, so lassen wir hier die Beschreibung einer Rhinoceros-Jagd auf der Insel Java folgen.

Den 14ten November 1829 begaben wir uns, dazu vom Pangorang (Prinz) von Batang eingeladen, auf den Weg nach Singing; nachdem wir da übernachtet hatten, verfolgten wir unsern Weg nach dem zur Jagd bestimmten Plage, welcher etwa eine Viertelstunde südlich von der Landstraße lag. Die Gegend ist hier wüste und unbewohnt. Dichte Wälder, die sich nördlich wohl drey Stunden bis an die See erstrecken, scheinen diesen ganzen Landstrich zum Aufenthalte des großen Wildes, worauf denn auch gejagt werden sollte, gemacht zu haben.

Man hatte eine große Strecke Landes umzäunt, und glücklich waren schon drey Rhinocerosse und acht wilde Ochsen, worunter sechs Stiere, ein Funges und eine Kuh, auf diesem abgeschossenen Grunde zusammengedrückt. Der Platz wurde mit einem 3 bis 4 Fuß breiten und tiefen Graben umgeben, um die Rhinocerosse zu verhindern, den Zaun zu durchbrechen; denn es ist bekannt, daß das Rhinoceros, dessen Kraft und Wuth bey nahe nichts widerstehen kann, sich durch einen kleinen Graben aufhalten läßt. In verschiedener Entfernung

waren längs der Umzäunung kleine Hütten von Bambus, vom Grunde 8 bis 10 Fuß hoch, gebaut, in denen sich die Jäger vertheilten.

An der Südseite waren Tausende von Zuschauern, welche aus den entfernten Dörfern zusammengeströmt waren, um den Anblick und Vortheil der Jagd zu genießen. Freylich hatten Hunderte von Javanera an der Hecke und dem Graben mitgearbeitet, weil sie sich auch einen Antheil an dieser bedeutenden Beute versprachen. Vorzüglich setzen die Chinesen einen hohen Werth auf das Horn, die Haut und das Blut des Rhinoceros; und es ist merkwürdig, daß sowohl von Chinesen als Javanern dem Rhinoceroshorne dieselbe Eigenschaft zugeschrieben wird, welche man ihm in alten Zeiten in Europa beylegte, nämlich, daß es, wie bereits oben erwähnt wurde, durch gewisse Zeichen das Gift erkennen lasse. Auch das Blut desselben halten sie für nützlich bey schweren innerlichen Krankheiten. Die Haut, das Fleisch, die Zähne, kurz Alles was vom Rhinoceros kömmt, ja selbst der Unrath desselben, wird als Medizin oder Gegengift von den Javanern hochgeschätzt. Das Fleisch der wilden Stiere aber gehört unter ihre Leckerbissen. Jeder wirkte also mit Eifer mit, ihrer Meister zu werden. Auf den höchsten Bäumen waren Jäger und Javaner, welche, indem sie kleine Feuerwerke in das Gebüsch warfen, das dartin versteckte Wild aufjagen mußten.

Sobald wir uns auf die uns angewiesenen Plätze begeben hatten, hörte man das schreckliche Gebrüll des Rhinoceros, welches, nahe bey unserm Sitze, durch ein kleines Gebüsch noch dem Auge verborgen war, aber durch das Geschrey der Menge und das Abschließen der Feuerwerke aufge-

ragt,

sagt, schnell aus seinem Verstecke zum Vorschein kam. Das Rhinoceros näherte sich uns langsam, und ich läugne nicht, daß mir bey dem ersten Anblicke desselben sehr bange wurde, und ich besorgt auf dem kleinen Graben saß, der unsere bambusnen Stellagen von unserm fürchterlichen Feinde trennte.

Wir ließen das Rhinoceros sich nähern, und feuerten unsere Gewehre nicht eber, bis wir dasselbe gut unter dem Schusse hatten, darauf ab, was dann auch das wüthende Thier zum Weichen brachte, da es eine Wunde am Halse erbalten, und die übrigen Kugeln ihm im Nacken saßen. Unsere Kugeln waren halb Bley, halb Zinn, so daß sie auf kurzen Abstand gut eindrangten.

Man sagt, daß das Rhinoceros allein am Bauche, den Augen oder in der Nähe der Ohren verwundbar sey; ich fand jedoch auch vorn im Kopf mehrere mit Zinn gehärtete Kugeln tief eingedrungen. Von der Haut des Körpers waren verschiedene Kugeln abgeprallt, und hatten doch Löcher, noch keinen halben Zoll tief, gemacht.

Das Rhinoceros, welches sich auf die westliche Seite des Jagdterrains zurückgezogen hatte, traf hier den Trupp wilder Stiere, welche, durch dasselbe verjagt, mit schrecklicher Gewalt blasend und schnaubend längs der Linie dahin rannten. Durch die beygebrachten Schüsse fielen zwey Stiere, und mehrere wurden verwundet. Das verwundete Rhinoceros verfolgte die Stiere bis in die Mitte des Jagdrevieres, und traf hier ein zweytes Rhinoceros, welches von der Ostseite angestürzt kam. Nun fand ein gewaltiges Gefecht zwischen diesen beyden Kolossen statt, von dem wir alle Zuschauer seyn konnten. Die Entfernung, in der sich die Kämpfenden von uns befanden, war zu groß, um ihnen mit der Kugel einigen Nachtheil beybringen zu können; und ich glaube, wäre dieß auch möglich gewesen, der feurigste Jäger selbst hätte bey diesem Anblicke seine Waffen niedergelegt, da er hier in Sicherheit ein wunderbares und höchst seltenes Schauspiel genießen

konnte. Das Gefecht war kurz, aber wüthend. Das kleinere Rhinoceros, später für ein Weibchen erkannt, flüchtete mit einer schweren Wunde im Kopfe, vor seinem gewaltigen Verfolger; wenige Zeit darau zeigte es sich mit einem dritten vor unserm Siege, und einige wohl angebrachte Schüsse stürzten es todt auf dem Plage nieder. Das dritte schwer verwundete Rhinoceros trachtete nun in seiner Wuth die Hecke zu durchbrechen, so daß wir eine 1pfündige Kanone, welche neben uns stand und mit Kartätschen geladen war, auf dasselbe abfeuern ließen, wodurch es zum Weichen gebracht wurde, wüthend längs der Umzäunung hinlief, endlich aber durch den Graben und das Geschrey der Zuschauer zurückgeschreckt, durch einen Schuß von einem der Bäume herab zu Boden gestreckt wurde.

Das übriggebliebene Rhinoceros, das noch wüthend herumlief, traf noch mitten im Parke ein wildes Schwein, welches es mit solcher Kraft in die Höhe schleuderte, daß solches todt auf den Grund niederstürzte. Der Trupp wilder Stiere wurde sters durch dasselbe verjagt; in einem zweyten Anfälle sahen wir es einer wilden Kuh den Bauch aufschlagen, so daß diese mit heraushängenden Eingeweiden im Jagdrevier herumlief. Das verwundete Rhinoceros ließ nun in dem kleinen, rechts von uns gelegenen Gebüsch das fürchterlichste Klagggeschrey ertönen, und bald sahen wir die Gesträuche sich unter seinem Tritte wie Grashalme beugen und dasselbe auf uns zukommen. Zufällig traf es hier auf das durch uns getödtete Rhinocerosweibchen, welches mit neuer Wuth von selbem angefallen und unterst zu oberst gekehrt wurde. In diesem Augenblicke hatten wir Gelegenheit, wieder verschiedene Schüsse auf das schon so schwer verwundete Thier zu thun, nach welchen es seine Beute und unsere Nachbarschaft verließ. Kurze Zeit darauf zeigte es sich unter einem der großen Bäume auf der Südseite des Parkes, woraus ihm ein geschickter javanischer Jäger den tödlichen Schuß beybrachte, und so das letzte Rhinoceros fielte.

5

Alge

Allgemein war der Jubel und das Jauchzen, und Hunderte von Javanen drangen von allen Seiten in den Park, um sich ihres Antheils von den Rhinocerosen zu versichern. Die Unvorsichtigen ließen sich selbst nicht durch die herumlaufenden wilden Stiere abhalten, welche, freylich sehr abgemattet, sich in dichtes Gesträuche verborgen hatten, aber doch von Zeit zu Zeit mit einander fechtend, das Jagdrevier durchstürmten. Wir thaten, was wir konnten, die Javaner zu verhindern, die Rhinocerosse ganz zu zerstören, aber umsonst. — In kurzer Zeit waren sie der Haut und des Fleisches beraubt, und nur mit größter Mühe gelang es uns, der beyden Köpfe Meister zu werden. — Der größte hatte ein Horn nicht ganz von der Länge eines Fußes, woraus ich schloste, daß sie noch sehr jung gewesen seyn müssen. — Die übrigen wilden Stiere wurden nach und nach niedergeschossen, und der kleine lebendig gefangen.

Um drey Uhr Nachmittags lagen also drey Rhinocerosse und sieben wilde Stiere todt im Jagdbezirke, und hemit war unsers Jagd, welche Zuschauern und Theilnehmern das größte Vergnügen gewährt hatte, beendigt. Wir kehrten nach unserm Nachtquartier zurück, wohin auch der gefangene Stier gebracht wurde — hatten aber hier noch ein Abenteuer, das nicht wenig Stoff zu Scherz und Lachen gab.

Um Mitternacht erwachte ich nämlich durch ungewöhnlichen Lärm im Hause; ich stund von meiner Schlaffstelle auf und begab mich hinaus, als plötzlich der junge Stier, welcher aus seinem Käfige gebrochen war, auf mich losstürzte, in meine offene Schlafkammer rannte, und Alles anfiel, was ihm in den Weg kam. Er verwirrte sich jedoch in den dichten Bettgardinen. Schnell kamen wir Alle zusammen, um eine neue Jagd zu beginnen, welche leicht gefährlicher, als die abgelaufene geworden wäre, hätte nicht der junge Stier schnell die offene Thüre gefunden, und so den Weg nach seiner Wildniß wieder eingeschlagen.

Meynungsänderung.

Als Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, einst durch die Straßen von Berlin ritt, traf ihn ein Buchbinder, mit Namen Reichhardt, an und klagte, daß er seit mehrern Jahren einen Prozeß bey dem Magistrat habe, den er durchaus nicht zu Ende bringen könne, wobey er mehrere Umstände über angebliche schlechte Wirthschaft bey jener Behörde mit anbrachte. Der König, der eben auch nicht zum Besten auf den Buchbinder zu sprechen war, erwiderte dem Buchbinder: „Die soll geholfen werden, ich werde Ordre ergehen lassen. Da du aber auch so gute Kenntniß von der Wirthschaft bey dem Magistrat besitzt, so werde ich dich zum Rathsherrn machen, daß du die Kerle observiren und mir Nachricht geben kannst. Dann wollen wir sie schon kriegen.“ Auf königlichen Befehl ward der Buchbinder auch wirklich als Rathsherr eingeführt, wohnte den Sitzungen regelmäßig bey, empfing seinen Gehalt und änderte darnach seinen Sinn, indem er nunmehr keine weitem Unregelmäßigkeiten wahrnahm. Bald nachher begegnete ihm der König wieder und machte ihm sogleich Vorwürfe, daß er ihm keine Rapports von der schlechten Wirthschaft des Magistrats erstatte, worauf sich Reichhardt entschuldigte, daß er, seitdem er dazu gehöre, ganz anderer Ansicht geworden sey. Hiernach sagte ihm der Monarch ganz ärgerlich: „Ihr seyd alle Schelme. Wenn ihr nicht mitregiert, so ränonnirt ihr; und wenn ihr dann endlich mitregiert, so macht ihr's wie die Andern.“

Die Seiltänzer.

Der Herzog von Lauzun und der Graf von Artois hatten sich kurz vor der Revolution in den Kopf gesetzt, das Seiltanzen zu erlernen. Als sie zu einer gewissen Fertigkeit gelangt waren, meldeten sie sich, aus Tollheit, verkleidet bey einem Seiltänzer mit Namen César, und verlangten

Ka-

Anstellung. Dieser wollte erst eine Probe ihrer Kunst sehen. Sie mußten also das Seil besteigen, und nachdem sie Cäsar genau geprüft hatte, erklärte er sich folgendermaßen gegen Lanjun: „Kamerad, ich nehme Euch auf den nächsten Jahrmarkt in meine Dienste, und zahle Euch vierzig Sous täglich; was Euer jüngern Gefährten,“ auf den Grafen von Artois zeigend, „betrifft, so rathe ich ihm, ein anderes Gewerbe zu ergreifen, wahrscheinlich dürfte er als Abbé eher sein Glück machen.“ — Wenn man an die Jul-Revolution denkt, so möchte man fast meynen, Cäsar habe Recht gehabt, wenn auch nicht ganz in seinem Sinne.

Die schlechte Gesellschaft.

Der Marquis Latude hatte, als jugendlicher Wildfang, die Pompadour, Geliebte Ludwigs XV., beleidigt, und schwachtete deshalb bekanntlich, vom Grolle der Unversöhnlichen und der Minister verfolgt, fünf und dreißig Jahre lang im Kerker. Auf faulem Stroh in einem unterirdischen Gefängnisse liegend, dessen Licht und Luftloch sich auf den Durchmesser weniger Zolle beschränkte, erblickte er eines Tages eine gewaltige Ratte; sie näherte sich, sah ihn an, verschlang die Brodkrummen, die er ihr zuwarf, verberg, gesättigt, die übrigen, empfing, am Morgen wiederkehrend, auch etwas Fleisch, und fraß fernerhin das dargebotene aus seiner Hand. Sie schlug nun ihre Wohnung in einer tiefen Spalte des Gemäuers auf, in welcher nach sechs Tagen auch der Kopf des mitgebrachten Weibchens sichtbar ward, welches, anfänglich spröde und scheu, die zugeworfene Speise verschmähte, sie aber bald genug dem zu langen Gefährten entriß, der, von dem Gönner entschädigt, sich auf den Hinterfüßen erhob, und nach der Gefürchteten hinblickend, gleichsam ihr zu Troste, das Empfangene verzehrte. Jetzt gesellte sich dem Därrchen

eine Dritte zu, welcher Tags dar auf zwei andere folgten, und Latude war erdlich von sechs und zwanzig mächtigen Ratten umgeben, die auf seinen Ruf herbeystürzten, sich um die Wette füttern, am Halse krabbeln, doch nie den Rücken berühren ließen. Jeder Fremden aber, welche sich späterhin herbefand, trat sofort eine dieses geschlossenen Vereins entgegen, und beyde maßen sich zuvörderst mit Blicken; die Muthigste schlug dann die Zähne auf einander, während dem sich jene schreyend, doch ohne den Rücken zu wenden, entfernte. Der angreifende Theil bedeckte jedesmal, wie zum Schutze, die Augen mit den Pfoten, und warf sich, zwei bis drey Wurzelbäume schlagend, auf den Hals der Feindin; die andern aber sahen zu, ohne sich in irgend einen solchen Zweykampf zu mischen.

Seltene Thiersammlung.

Kürzlich sah man in London, nächst der Waterloo-Brücke, eine sonderbare Menagerie. In einem Käfig von ungefähr fünf Fuß ins Gevierte war eine Kaze, eine Maus, ein Falke, ein Kaninchen, ein Ferkel von Guiana, eine Eule, eine Taube, ein Staar und ein Sperling eingesperrt. Alle lebten in der vollkommensten Einigkeit: der Schwache ohne die geringste Furcht, der Stärkere, ohne die Lust zu zeigen, von seiner Kraft Gebrauch zu machen. Hier stritten sich höchstens manchmal die Taube mit dem Kaninchen um einen Strohalm, der Sperling setzte sich keck und zuversichtlich auf den Kopf der Kaze oder der Eule, zu deren Füßen die Maus ohne Grauenspiele. Johann Austin, der Besitzer dieser Menagerie, versicherte, er habe zehn Jahre gebraucht, um dieses Wunderwerk zu Stande zu bringen. Die Mittel, deren er sich bediente, um eine so unwahrscheinliche Einigkeit hervor zu bringen, waren:

Eine stets überflüssige Nahrung, und die Vorsicht, alle diese Thiere von ihrer Geburt an zusammen aufzuziehen.

Das schwarze Stück Brod.

Auf dem verhängnißvollen Zuge der französischen Heere nach Rußland, im Jahre 1812, wurde eine Compagnie des 42sten Linien-Infanterie-Regiments in ein unansehnliches polnisches Dorf in das Quartier gelegt. Der Wirth, der, wie dieß in Polen mehrentheils der Fall ist, ein Jude war, bekam einen Unteroffizier mit zwölf Gemeinen in sein schon durch frühere Durchzüge fast ausgeleertes Gasthaus einquartirt. Aus Furcht vor Schlägen, womit der Soldat nicht selten seinen Wirth statt der Bezahlung bedient, bot der arme Mann Alles auf, um seine ungedulden Gäste zufrieden zu stellen. Nur fehlte es ihm an weißem Brode. Indessen ließen sich die Gemeinen auch das schwarze gefallen, das ihnen vorgelegt wurde; nur ihr Anführer, ein junger, hochmüthiger Laffe, der wohl noch wenig Pulver mochte gerochen haben, wollte sich damit durchaus nicht begnügen. „Weißes Brod schaff her, Jude, oder ich sende dich in Abrahams Schooß!“ so schrie er mit donnernder Stimme, indem er das schwarze Stück Brod, das ihm vorgelegt war, suchend in eine Ecke des Zimmers warf. Zitternd schlich sich der erschrockene Gastwirth zur Thüre hinaus, um für die Eshlust des Franzosen weißes Brod ansündig zu machen, und endlich gelang es ihm nach vielem Bitten, ein solches zu erhalten. Er überreichte es dem Sergeanten, und nun legte sich der Zorn des rohen Kriegers. Aber schweigend kroch indessen der Wirth in den Winkel hinein, wohin das weggeworfene schwarze Stück Brod geflogen war, zog es sorgfältig heraus, und verschloß es bedachtsam in den Schrank an der Wand,

wovon er den Schlüssel geheimnißvoll abzog und in seine Tasche steckte. Mit schallendem Gelächter beobachtete der Sergeant dieses Alles, und zog den andern Tag mit seinen Soldaten wohlgemuth weiter, ohne nur seinem Wirth ein freundliches Wortchen zum Abschiede zu sagen; mehr noch, er klopfte dem Juden auf die Achsel, und sagte höhnißlich: „Wann wir wiederkommen, wird das Brod, das du gestern versteckt hast, wohl ziemlich hart seyn!“ — Der Jude lächelte und schwieg.

Der traurige Ausgang dieses russischen Feldzuges ist bekannt. Geschlagen, zerstreut, von Kälte und Hunger fast aufgerieben, und von den nachsetzenden Kosacken-Schwärmen auf dem Fuße verfolgt, sahen sich die Reste der tapfern französischen Heere genöthigt, in wilder Unordnung über den Niemen nach Polen zurückzukehren.

Es war einer der kältesten Wintertage und unser jüdischer Gastwirth beschäftigte sich eben das Eis aufzubauen, das den Zugang zu seinem Brunnen im Hofe sperrete, als er eine in Lumpen gehüllte, abgekehrte und vor Kälte fast erstarrte Menschengestalt seiner Herberge zuweilen sah. Nur mit Mühe erkannte er in diesem armseligen Gerippe den stattlichen Sergeanten, der vor ein paar Monaten bey ihm einquartirt war, und mit solchem Uebermuthe statt des weggeworfenen schwarzen Brodes ein weißes verlangt hatte.

Zitternd vor Frost, und dem Hungertode nahe, setzte der Unglückliche um Aufnahme und Pflege. Mit freundlicher Miene sagte der Jude Beydes ihm zu, und hieß ihn sogleich in die warme Stube hineintreten, wo frisches Stroh schon am Boden bereitet war, um dem Ermatteten zur Lagerstätte zu dienen. O wie erquickte dieß seine vor Kälte erstarrten Glieder! Nur
der

der ausgeleerte Magen wollte damit allein sich nicht begnügen. Der Wirth merkte wohl, wo es fehle, gieng, kam aber bald wieder, und brachte statt der erwarteten Schüssel — ach! nichts als einen Schlüssel. Bedeutungsvoll öffnete er damit den Schrank an der Wand und langte ein steinhartes und lohl schwarzes Brod heraus, das er dem hungrigen Soldaten mit den Worten reichte: „Freund, kennt Ihr dieß Brod? Bis zu Eurer Zurückkunft ist es freylich hart geworden, aber ich denke, der Hunger hat gute Zähne.“ — „Ja, die hat er,“ rief der Sergeant, und langte begierig nach dem Brode; in einem Augenblick war es verzehrt.

Mitleidig beobachtete ihn der Jude, und eine Thräne rollte von seinen Wangen herunter. „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs,“ rief er dann aus, „Du bist gerecht und gerecht sind deine Urtheile! Als der Mensch das schwarze Stück Brod verächtlich wegwarf, da schon fiel es mir ein: Vielleicht kommt die Zeit, wo Ihr wünschen werdet, Euern Hunger mit diesem schwarzen Brode stillen zu können. Darum hob ich es auf und bewahrte es dort in dem Schranke. Ihr spottetet, Freund, damals über meine Einfalt, aber nun seht Ihr, wie gut meine Vorsicht gewesen. Das schwarze Stück Brod, das Ihr dort in jenem Winkel geworfen, ist heute ein Leckerbissen für Euch. Merkt Euch das, und frevelt nie mehr mit Gottes Gabe.“

Beschämt durch diese Worte, stand der Soldat, und schlug die Augen nieder, hob dann reumützig seine Blicke gen Himmel, und bat Gott und den Wirth um Verzeihung wegen des begangenen Frevels. Nun drückte ihm dieser brüderlich die Hand, erquickte ihn mit Speise und Trank, und zeigte ihm einen sichern Pfad, um den nachsekenden Kosacken nicht in die Hände zu fallen, und in kürzester Zeit nach Wilna zu seinem Regimente zu gelangen.

Die Fische.

Ein armer Jude war bey einem reichen zum Essen geladen worden. Man trug Fische auf, und der Reiche legte dem Armen davon die kleinsten vor. Dieser stocherte mit der Gabel unter seinen Fischen herum, ohne davon zu essen, und brummte unverständliche Worte dabey in den Bart. Der Reiche sah ihm eine Zeitlang zu und fragte ihn endlich: „Warum eßt er denn nicht? Was treibt er denn mit de Fisch?“ — „Verseihn se,“ antwortete der Gefragte, „ich sprech wos mit de Fisch.“ — „Nu wos denn?“ fragte der Reiche. — „Ich habe gehabt anen Bruder,“ entgegnete der Arme, „der is ertrunken, und wer haben ihn nischt kennen im Wasser wieder finden; nu frag ich die Fisch: ob se mer nischt kennen sagen von mainen Bruder?“ — „Nu, wos antworten se denn?“ versetzte der Reiche. — „Se antworten mer,“ erwiederte der Arme, „se wären noch zu klain, und wüßten nischt von der Geschichte, ich megte de Graußen fragen.“ — Beschämt legte ihm der Reiche große Fische vor, die er dann mit Appetit speiße.

Sprachverbesserung.

Die östreichischen Soldaten, bis zum Unterlieutenant, wurden ehemals von ihren Oberoffizieren mit Er angeredet. Im Jahre 1809 kam das Regiment, daß man den Feldwebel und die Unteroffiziere mit Sie anreden sollte. Kurz darauf sagte ein alter Hauptmann zu seinem Feldwebel: „Halt Er's Maul! Er ist ein Esel!“ — „Sehr wohl, Ihr Gnoden!“ versetzte der Feldwebel, „ober man sogt jetzt nit mehr, Er is an Esel, sundern Sie sind an Esel.“

Der

Der großmüthige Hund.

Eine sehr anziehende Thatsache erzählen italienische Tagblätter von einem Hunde zu Ajaccio in Corsika. Ein Handwerksmann daselbst war mit einem Bäcker übereingekommen, daß er ihm täglich zehn Brode für seinen Hausbedarf senden solle, zu welchem Behufe er ihm seinen gut abgerichteten Hund schicken wollte, dem man sie, in ein Tuch gepackt, ohne weiters anzuvertrauen dürfe; nach Verlauf von einer Woche sollte immer Rechnung gemacht werden. Das Ding gieng längere Zeit recht gut, doch plötzlich brachte der Hund mehrere Tage nach einander nur neun Brode. Der Handwerker beklagte sich dieswegen bey dem Bäcker, welcher versicherte, jederzeit zehn Brode eingepackt zu haben, und daher am nächsten Tage das Brod vor Zeugen in den Bündel des Hundes zählte. Dieser aber brachte wieder nur neun Stück nach Hause. Es kam sogleich zur Sprache, und der Bäcker wies sich mit den Zeugen über die volle Zahl aus. Morgens darauf sandte daher der Handwerksmann einen vertrauten Menschen dem Hunde nach, um zu beobachten, ob er nicht etwa unterwegs bestohlen werde. Das Thier kam bey dem Bäcker an, die Brode wurden in sein Tuch gezählt, und rüftig trat es seinen Rückweg wieder an, von ferne durch den bestellten Aufpaffer bewacht. Auf einmal schlug der Hund einer Seitenweg nach einem abgelegenen Gäßchen ein, lief zu einem verfallenen Gemäuer, wo eine Hündin lagerte, die kürzlich Junge geworfen hatte, zog ein Brod aus dem Bündel, ließ es vor der Wöchnerin niederfallen, und lief dann spornstreichs nach Hause. Mit erstaunter Rührung erzählte der Bursche, was er gesehen, und blitzschnell verbreitete sich das Gerücht davon in der Stadt. Jung und Alt rannte herbei, das Wunderthier zu sehen, und ein Herr bot dem Handwerker eine große Summe

für den Hund; allein dieser erklärte, mit Thränen im Auge, daß er das Thier nicht hergebe, und wenn man ihn zum reichen Manne machen wollte.

Die drey Freunde.

Es hatte ein Mensch drey Freunde gefunden,
Und fühlte sich innig durch sie beglückt;
In ihnen war Alles so fest verbunden,
Was reizend das irdische Leben schmückt.

Die ersten beyden — sie liebt er vor Allen,
Mit ihnen theilte er jegliches Glück;
Still ruhte, mit innigem Wohlgefallen,
Auf ihnen sein wonnetrunkenes Blick.

Doch der dritte Freund, der ächte, der treue,
Dem oft er mit Kaltfinn pflegte zu nah'n,
Gab seinem Glücke die höh're Weihe,
Und schmückte am herrlichsten seine Bahn.

Doch siehe, da kam dem Menschen die Stunde,
Die ihm, vom Leben zu scheiden, gebot;
Ach! aus der Freundschaft zärtlichem Bunde
Entführt ihn der unerbittliche Tod!

Der Freund, der einst ihm so theuer im Leben,
Verließ ihn zur Eile; es war — sein Geld.
Leichtfüßig sah ihn sein Auge entschweben
Zur großen, zur frohlichen Menschenwelt.

Der zweyte der Freunde — waren Verwandte;
Sie kehrten still und beruhigt nach Haus.
Doch der dritte Freund, der schmerzlich verkannte,
Er folgte ihm über das Grab hinaus.

Das waren die guten, die edlen Thaten
Der Liebe und Menschenfreundlichkeit;
Die Früchte alle der goldenen Saaten,
Die der Mensch im Leben ausgestreut.

Der

Der Herzog von Wellington.

Vor einer der Polizeybehörden in London erschien im vorigen Jahre eine Frau Comfort, die sich bitterlich über die schlechte Auf- führung ihres Mannes beklagte, der sie sogar schon thätlich mißhandelt habe. Bey dieser Gelegenheit entspann sich zwischen der armen Frau und dem Polizeybeamten folgendes Gespräch: Der Beamte: „Wem schreiben Sie die von Ihrem Manne erfahrne üble Behandlung vorzüglich zu?“ — Frau Comfort: „Wem anders, als dem Herzog von Wellington, der wird noch sein Verderben seyn.“ — „Wie? der Herzog von Wellington? Was hat dieser mit Ihrem Manne zu schaffen?“ — „Ja, es ist nur allzu- wahr. Mein Alter hat nicht Ruhe noch Raß, wenn er nicht bey der saubern Bande des Herzogs von Wellington sitzt. Morgens, Mittags und Nachts ist er dort, und wenn er zu Hause ist, so träumt er von nichts, als von seinem verfluchten Herzog von Wellington.“ — „Liebe Frau, ich verstehe Sie nicht recht. Erklären Sie sich näher. Wie kann der Herzog von Wellington an der schlimmen Auführung Ihres Mannes Schuld seyn? Ich sollte denken, Ihr Alter, wie Sie ihn nennen, möchte nicht so viel Zeit in Gesellschaft bey Seiner Herrlichkeit zu zubringen Gelegenheit haben, und selbst wenn er im Stalle oder sonst in einem Dienst des Herzogs beschäftigt wäre.“ — „Ja, im Stalle, Euer Gnaden, wär' er nur im Stalle! 'Swäre mir ganz recht; aber er kommt nicht aus der Schenkstube.“ — „Ach, jetzt verstehe ich Sie: Ihr Mann ist also in das Wirthshaus verliebt?“ — „Ey freylich, Sir.“ — „Und das Wirthshaus, das er gewöhnlich besucht, heißt zum Herzog von Wellington?“ — Frau Comfort bejahte es und fügte hinzu: Könnte sie nur ihren Alten vom Herzog von Wellington abbringen, so würde sie noch einmal so glücklich seyn; aber seit er „bey Herzogs“ ein- und ausgehe, habe sie keinen guten Tag mehr gehabt.

Napoleon und der Sänger.

Während des Feldzuges vom Jahre 1800 in Italien, wünschte Napoleon, noch erster Consul, den berumten Sänger Marchesi zu hören; indessen erst nach vielem Bitten erschien er, und zwar mit der Miene eines großen Mannes, der sich zu nahe getreten sieht; denn der einfache Rock des ersten Consuls, seine kleine Gestalt, sein hageres Gesicht, machte wenig Eindruck auf den Theaterhelden, und als er nochmals auf- gefordert worden war, eine Arie vorzutragen, antwortete er ganz kurz: „Lassen Sie sich eine unten im Garten von den Vögeln singen.“ Daß der erste Consul dieß nicht so hinnahm, kann man sich denken. Marchesi kam sogleich in Arrest, und blieb bis zu der Rückkehr Napoleons von der Schlacht bey Marengo darinn. Jetzt, meynete Napoleon, wird er sich wohl eines Bessern besonnen haben und wieder zu Stimme gekommen seyn. Er ließ ihn aufs neue holen und hatte sich nicht geirrt. Nach der Arie schüttelte ihm der Consul die Hand. Der Friede war zwischen den beyden großen Mächten hergestellt, und Marchesi rühmte von nun an bey jeder Gelegenheit den Helden des Tages.

Die mißliche Gesandtschaft.

König Heinrich der Achte von England wollte in einer milichen Angelegenheit einen Edelmann an Franz den Ersten, König von Frankreich, senden. Der Edelmann hat, ihn mit diesem Auftrage zu verschonen, weil, bey einem so hitzigen Herrn wie Franz, sein Leben leicht in Gefahr kommen könnte. „Fürchte nichts,“ sagte Heinrich, „vergreife er sich an dir, so la ich zehn Franzosen den Kopf abschlagen.“ — „Sehr wohl, Euer Majestät,“ erwiderte der Edelmann, „aber von den zehn Köpfen wird keiner auf meinen Rumpff passen.“

Ström

Strömfeld.

In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war zu Sulz, im Württembergischen, ein Mann, Namens Strömfeld, der einen kleinen Dienst verwaltete, in Dürstigkeit gestorben, und hatte einen Sohn, der im Rechnungswesen eine untergeordnete Stelle bekleidete, hinterlassen. Da nun in jener Zeit der Hof, dem Könige von Schweden zu Ehren, eine große Jagd hielt, hatte sich auch Strömfeld nebst einigen seiner Freunde dorthin begeben, um das glänzende Jagdfest anzuschauen. Einer dieser Freunde verirrte sich im Getümmel, und rief nun, um die übrigen wieder zu finden, aus allen Kräften: „Strömfeld! Strömfeld!“ Sogleich eilte einer der Cavaliere des Königs von Schweden auf ihn zu und erkundigte sich, was er von ihm wolle? — Der Verirrte, noch mehr bestürzt, antwortete: „Bitte um Verzeihung! nicht Sie, mein Herr, meynete ich, sondern einen meiner Gefährten, von dem ich abgekommen bin.“ — „Gut,“ erwiderte der Schwede sehr freundlich, „ich will Ihnen doch diesen andern Strömfeld suchen helfen.“ Und er ist denn auch bald gefunden. Der schwedische Edelmann befragt ihn um seine Herkunft und erfährt, daß sein Großvater Lieutenant, der Urgroßvater ehemals Obrist in württembergischen Diensten gewesen sey. Sogleich steigt der Schwede vom Pferde, begrüßt den Ueberraschten als Vetter, schließt ihn zärtlich in seine Arme, und führt ihn zu dem in der Nähe befindlichen Könige von Schweden. „Hier, Ew. Majestät,“ spricht er, „habe ich durch einen höchst seltsamen und glücklichen Zufall den rechten Erben zu dem Strömfeldischen Gute in Schweden gefunden!“ Der König empfangt den bestürzten Mann, der nicht weiß, ob er wache oder träume, sehr huldreich,

läßt alle Umstände genau untersuchen, und ladet nun, da Alles sich vollkommen richtig befindet, den wiedergefundenen Strömfeld ein, sich samt den Seinigen nach Schweden zu begeben, und dort eines der schönsten und reichsten Güter in Besitz zu nehmen.

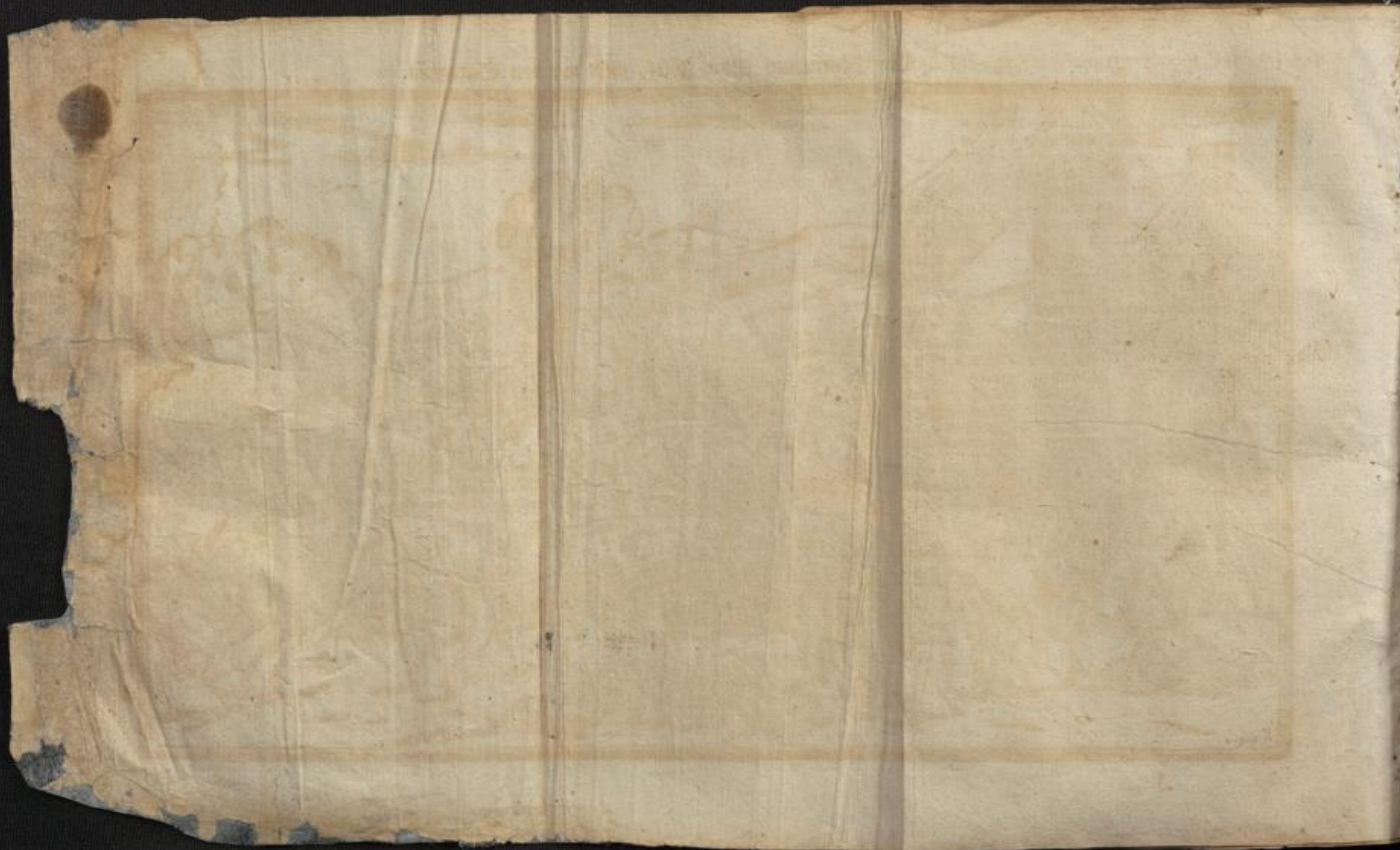
Die Prise Tabak.

Als General Cüstine mit der französischen Rheinarmee im Jahre 1792 in die Pfalz einbrach, und mit der Besatzung von Speyer sich vor den Thoren der Stadt herumschlug, begegnete er in der Hitze des Gefechts einem seiner Kampfgenossen, dem General Houchard, der im dichten Rugelegren gegen den Feind vordrang. Cüstine rief ihm zu, daß das feindliche Corps schon so gut wie gefangen (prisonnier) sey. Houchard aber verstand dieß im Getümmel nicht recht und meynete, Cüstine, der stark schnupfte, habe die Dose verloren und fordere eine Prise Tabak. Er warf ihm also geschwind seine eigene Dose zu, und jagte wieder ins Feuer. Cüstine konnte es sich freylich nicht erklären, wie gerade jetzt Houchard auf den Gedanken komme, ihm eine Prise zu präsentiren; da er indes die Dose einmal hatte, überdieß auch die sehnige leer war, fand er doch den Einfall gar nicht übel, und war eben im Begriffe, die Dose zu öffnen, als ein Mainzer Husar auf ihn einsprengte und schon ausholte, ihm den Kopf zu spalten. Jetzt retteten ihn die Dose und Geniesgegenwart im entscheidenden Augenblicke. „Kann man denn nicht einmal in Ruhe eine Prise Tabak nehmen?“ rief Cüstine aus, warf dem Husaren die offene Dose sammt dem Schupstak ins Gesicht, und nahm, während dieser nicht sehen konnte und die Augen rieb, denselben gefangen.

Der

Der Sturm auf San. Josef, nicht weit von Saragossa.





D
Jahr
gegen
Krieg
Man
man
Sach
Def
die S
gen d
Daru
Halbin
sch R
nicht r
in dem
die Kro
Nap o
rum do
Englan
geban
und G
Genera
und vor
der Ste
Wellk
das Kū
blutigen
doch imm

So wi
so hatte
dem Fall
scheidger
nier ohne
Heer hatte
Franzosen
niens entse
septen den
Armee schi
spanische G

Der Sturm auf San Josef, unfern Saragossa.

Der Kaiser Napoleon hatte bis zum Jahre 1808 mehr gegen die Fürsten als gegen die Völker den Krieg geführt. Der Krieg war ihm darum leichter geworden. Man kann eher zehn Fürsten besiegen, ehe man ein einziges Volk, das für eine gute Sache kreetet, zu überwältigen vermag. Des ist die Geschichte Zeuge: das haben die Spanier in dem blutigen Kampfe gegen die Uebermacht der Franzosen bewiesen. Darum ist der Krieg in der pyrenäischen Halbinsel so denkwürdig; darum konnte sich Napoleon der Unterjochung Spaniens nicht rühmen. War gleich die Hauptstadt in dem Besitze seines Bruders, ruhte gleich die Krone Ferdinands VII. auf Joseph Napoleon's Haupte, so war dieser darum doch noch nicht König von Spanien. England hat zwar viel für die Halbinsel gethan; es hat sie mit Truppen, Schiffen und Geld unterstützt, ihr ausgezeichnete Generale, wie Blake, Donnell, Hill und vor allem jenen Wellesley gesandt, den der Sieg von Talavera zum Viscount Wellington von Talavera erhob; allein, das Kühnste und Größte, was in jenem blutigen Kampfe errungen wurde, errang doch immer das spanische Volk.

So wie sich Saragossa vertheidigte, so hatte sich seit zweytausend Jahren, seit dem Falle Numantia's, keine Stadt vertheidiget. Diese Großthat vollführten Spanier ohne englische Hülfe. Das brittische Heer hatte sich, von der Uebermacht der Franzosen gedrängt, zur Räumung Spaniens entschließen müssen. Die Spanier setzten den Krieg allein fort. Die brittische Armee schiffte sich zu Corunna ein. Der spanische General Castanos war bey Tu-

dela geschlagen. Moncey stand vor Saragossa, das den Besitz des östlichen Ebrofers allein sichern konnte. Die Stadt sollte genommen werden. Balla soy, einer der edelsten Spanier, befehligte darin. Was auch Moncey that, um die freywillige Unterwerfung Saragossa's zu erlangen, es war vergebens: die Frauen der Stadt spotteten sogar der Franzosen. Es gelang ihnen eines Tages durch eine Menge ausgelegter weißer Tücher den Feind glauben zu machen, daß die Stadt zu capituliren verlange. Eine beträchtliche französische Truppenabtheilung, die sich unvorsichtig genähert, ward gänzlich vernichtet; allein auch ein großer Theil jener heldenmüthigen Weiber fand in dem Gefechte den Tod. Die Geschichte von den Unfällen, mit denen die spanischen Waffen heimgesucht wurden, konnten den Mutb der Bürger nicht niederschlagen. Sie wurden dadurch nur zu noch wilderm Hasse gegen den Feind entflammt.

Um Saragossa zu nehmen, mußten die Höhen von San Lamberto auf dem rechten Ebrofer, und die Anhöhe San Gregorio auf dem linken Ufer des Stromes, erstürmt werden. General Suchet bemächtigte sich, nach einem langen und blutigen Kampfe, der Höhen von San Lamberto. Die Spanier, welche diesen Platz vertheidigten, waren beynahe sämmtlich ein Opfer ihres Muthes geworden. General Gazan wurde endlich Meister von San Gregorio. Es kostete ihn viel Menschen. Die Spanier stritten wie Verzweifelte. San Lamberto und San Gregorio kamen am 21. December 1808 in die Hände der Franzosen.

Jetzt mußte der Monte Torrero genommen und das Kloster San Josef, von

R

Fran-

Franciskanern bewohnt, erstürmt werden. Die Einnahme dieses letztern Places, von dem wir hier eine Abbildung liefern, ist besonders durch den Widerstand merkwürdig, den die Franzosen an den spanischen Mönchen fanden. Der Monte Torrero, der auf der Abbildung mit dem Buchstaben D bezeichnet ist, war noch durch Moneen in den Besitz der Franzosen gekommen. Die blutige Ehre des Sturmes auf San Josef sollte Fün ot vorbehalten bleiben, dem in den letzten Tagen des Decembers der Oberbefehl über das Belagerungsheer von Saragoſa anvertrauet wurde. Fün ot, den der Buchstabe A auf der Zeichnung kenntlich macht, war erbittert über den Widerstand, den ihm dieses Kloster leistete. Vater Xaverio, der Guardian des Klosters, ein kühner Mensch, wollte in der Silvesternacht des Jahres 1808 den heiligen Franz Xaver, der Apostel Indiens gebeißen, gesehen und von ihm die Ermunterung zum Kampfe auf Leben und Tod erhalten haben. Die Klosterbrüder vertrauten dem Gesichte ihres Guardians. Sie wollten siegen, oder als Märtyrer sterben.

Am 1. Januar 1809, Morgens gegen 9 und 10 Uhr, marschirte Fün ot zwischen San Josef, dessen Besatzung bis zu den Punkten B und C gegen ihn vordrang. Zwanzig Mönche fanden dabei den Tod. Die Spanier, und unter ihnen die noch übrigen Klosterbrüder, zogen sich in die Kirche des Klosters zurück. Fün ot ließ einen Theil seiner Artillerie gegen das Dach der Kirche richten, das theilweise einstürzte, und mehrere hundert Spanier unter seinen Trümmern begrub.

Da der Marschall Gise hatte, da er von der Einnahme der nahen Huerbadrücke den

Fall Saragoſsa's erwartete, so trieb er seine Infanterie zum Sturme der San Josef's Kirche an. Ueber Leichen drangen die französischen Grenadiere vor. Jeder Schritt mußte mit Blut erkaufet werden, denn noch immer feuerten Soldaten und Mönche auf den Feind. Die Kirchensüßle waren zu Barrikaden geworden. Vom Chore herab goß man siedendes Wasser auf den Feind. Xaverio, der Guardian, vertheidigte den Hochaltar. Von drey Bajonetten durchstochen, sank er endlich, nachdem er noch sterbend den Feinden seines Vaterlandes gesuchet hatte.

Von den Mönchen waren nur drey entkommen. Sie verdankten ihr Leben keiner felgen Flucht. Der Guardian hatte ihnen die heiligen Geräthe und die Reliquien anvertraut, die sie, mit Hilfe eines geheimen unterirdischen Ganges, der Plünderung der Franzosen entziehen mußten.

Fün ot hatte das Kloster San Josef, das jetzt öde wie ein Grab da lag, sehr theuer bezahlt. Noch an demselben Tage erstürmte er die Huerba-Brücke; allein dadurch war Saragoſsa noch nicht gewonnen.

Vergebens boten Dedon und Lacoste ihre Belagerungskünste auf. Napoleon, mißvergnügt über den geringen Erfolg der Verrennung, und ungeduldig, den Schimpf zu tilgen, den eine unbefestigte Stadt seinen Waffen zufügte, entsandte in dem Marschall Lannes einen dritten Feldherren gegen Saragoſsa. Mortier erhielt Befehl, mit dem fünften Heerhaufen die Belagerungsarbeiten zu unterstützen, und sie gegen die zum Entsatz herbeieilenden spanischen Schaaren

Schaaren zu decken. Ob diese gleich bey Verdiguera, Huerta und Alcaniz bedeutende Niederlagen erfuhren, so trozte doch das aus 180 Feuerschlünden beschossene Saragossa noch immer. Am 20. Februar 1809 fiel die mutthige Stadt. Achtunddreßsig tausend Spanier hatten hier den Tod der Ehre gefunden. Die Stadt kostete den Franzosen sechzig tausend Mann. Vallafor, der Befehlshaber des ewig denkwürdigen Plages, kam verwundet in des Feindes Hände. Saragossa's Boden ist durch das Blut seiner Bürger geweiht.

Der Sturm auf San Josef, bey dem auch, wie sich der Leser erinnern wird, der Guardian des Klosters, Pater Xaverio, den Tod fand, gab Veranlassung zu einer tragischen Geschichte, die in den Annalen des spanischen Mönchtums ihren Platz behaupten wird.

Unter den drey Franziskanern, die mit der Rettung der heiligen Geräthschaften beauftragt, sich durch den geheimen unterirdischen Gang flüchten mußten, war ein Negerbruder, Francesco geheißen, der seit acht Jahren zu San Josef gelebt, und sich durch Frömmigkeit und Fleiß ausgezeichnet hatte. Francesco machte eine Ausnahme von den gewöhnlichen Mönchen, die das Beten als Handwerk betrachten, und auf Kosten des Fleißes Anderer nutzlos ihres Bauches pflegen. Francesco war fromm, kindlich fromm. Das Beten war ihm Bedürfnis; allein er betete mit dem Herzen, nicht mit den Lippen. Die Zeit, welche ihm die geistlichen Uebungen

übrig ließen, wendete er der Arbeit zu. Er hatte die Sorge für den Klostergarten übernommen, der unter seinen Händen herrlich gedieh. Hier baute er unter andern auch officinelle Kräuter, das heißt Kräuter, deren man sich in den Apotheken zu den Arzneyen bedient, deren Nutzen und Verwendungswelse Francesco kannte.

Die Leser werden sich wundern, daß ein Negermönch Kenntnisse dieser Art besessen; allein Francesco's Geschichte wird diesen Umstand leicht aufklären. Unser Neger war mit dem zwölften Jahre aus dem Innern Afrika's entführt, und mit einem ältern Bruder auf einem Sklavenschiffe nach Süd-Amerika transportirt worden. Fünfhundert Schwarze mußten sich in den engen Raum eines Sklavenschiffes verpacken lassen. Hundert und zwanzig dieser Unglücklichen starben während der Ueberfahrt. Ueble Behandlung und eine ruhrartige Krankheit lichtereten die Reihen der Neger. Auch Francesco erkrankte. Seine Jugend rettete ihn vom Tode.

In Vera Cruz, dem Hafen von Mexiko, wurde er von seinem Bruder getrennt, dessen kräftiger Körper sehr bald einen Käufer fand. Francesco warf sich auf die Knie und flehete weinend den Sklavenhändler an, daß er ihn doch mit dem Bruder ziehen lassen möchte. Der harte Mann lachte ob der Thränen des Knaben. Der Käufer von Francesco's Bruder hatte augenblicklich nur einen Neger nöthig. Der weinende Knabe wurde mit einigen Peitschenhieben in den untern Raum des Schiffes gejagt. Dort lag er mehrere Tage bey kärglicher Kost, und träumte unter Thränen von der Heimath, die er nie wieder sehen sollte. Endlich Schlag für ihn die Stunde der Erlösung.

Don Morillo, ein gelehrter und dabey sehr edler Arzt in Mexiko, suchte einen jungen Neger. Der Sklavenhändler stellte ihm Francesco vor, der sich, nach der ihm unter Drohungen gegebenen Instruktion seines Gebieters, äußerst lustig stellte. Morillo besah sich den Knaben, der ihm aber zu schwach war. Francesco, dem das edle Gesicht des Spaniers Vertrauen eingefößt hatte, so, daß er dem fremden Manne gern gefolgt wäre, bemerkte bald, daß Morillo wenig Lust bezeigte, ihn zu kaufen. Jetzt brach der Knabe plötzlich in ein lautes Schluchzen aus, umklammerte die Knie des Fremden, und sagte ihm in der Sprache seines Landes: Fremder Mann, kaufe mich, ich will auch thun, was du begehrest; will aufstehen vom Lager, ehe das große Feuer (die Sonne) zu brennen anfängt, und arbeiten, bis das große Feuer ausgebrannt ist. Morillo war gerührt. Er zahlte dem Sklavenhändler die geforderte Summe, und nahm den Knaben mit sich. Francesco hatte einen guten Herrn gefunden. Morillo war zwar ernst; allein er dachte menschlich. Der Negerknabe verrieth viel Gelehrigkeit. Morillo benützte ihn unter andern auch zum Einsammeln medizinischer Kräuter, auch mußte ihm Francesco bey der Zubereitung der Heilmittel an die Hand gehen. So lernte er die Heilkräfte der Kräuter kennen. Der Negerknabe begleitete seinen gelehrten Herrn mitunter auch an das Lager der Kranken. So eignete er sich während einer sechs-jährigen Dienstzeit viele nützliche Kenntnisse an. Don Morillo war mit ihm zufrieden, und hatte ihn taufen und zum Christentum erziehen lassen. Er behandelte den Neger mehr als Freund des Hauses, denn als Sklaven.

Don Morillo wurde eines Morgens todt im Bette gefunden. Er war am Schlagflusse gestorben. Sein Nachlaß, der nicht unbedeutend war, fiel, da er weder Frau noch Kinder hatte, einem habgierigen entfernten Verwandten zu, der nichtswürdig genug dachte, das Testament des Erblassers zu unterschlagen. Vergebens hatte Don Morillo seinem treuen Neger in dieser letztwilligen Verfügung die Freiheit geschenkt, und ihm zur Einrichtung eines kleinen Haushaltes eine ansehnliche Summe ausgesetzt. Don Albero, Morillo's Erbe, versteigerte das Haus und Mobiliar des Erblassers. Auch Francesco wurde verkauft. Albero wollte sich durch den täglichen Anblick des Negers nicht gern an die an ihm begangene Nichtswürdigkeit erinnern lassen. So kam Francesco an einen Pflanzer, der zweyhundert Stunten von Mexiko entfernt, im Innern des Landes lebte. Er fand einen sehr harten Herrn. Das Laboratorium des edeln Morillo hatte mit einer Tabakspflanzung vertauscht werden müssen. Francesco's Körper litt bey der harten Arbeit.

Als er eines Abends nach Sonnenuntergang in der Nähe der Pflanzung Kräuter suchte, um einem leidenden Mitflaven ein stärkendes Getränk daraus zu bereiten, begegneten ihm drey Männer, von denen zwey ritten, der dritte aber in der Gewandung des Heil. Franciskus demüthig zu Fuß gieng. Dieser dritte war kein anderer, als der Pater Faverio, vom Orden der Franciskaner, der schon seit zwölf Jahren als Missionär in Süd-Amerika lebte, und für die Verbreitung des Christenthums sehr thätig gewesen war. Der Mönch hatte an Don Ituralde einen Freund, der, froh ob der Weiterverbreitung des Reiches Gottes, einen Theil seines namhaften Vermögens auf die Unterstützung der Missionen verwendete. Don Ituralde gab den christlichen Sendboten häufig das Geleit. So hatte er sich heute an Pater Faverio angeschlossen, und nur einen einzigen Diener in seinem Gefolge.

Faverio bedurfte eines Gehälten. Don Ituralde ließ sich nach der Pflanzung führen; er kaufte Francesco und schenkte ihn seinem Freunde.

Andern

Andern Tages zogen die Fremden weiter. Francesco mit ihnen. Nach zwey Tagereisen schied Don Jturalde von Vater Xaverio, der seine Reise mit Francesco allein fortsetzte. Der Neger war dem Franziskaner von großem Nutzen. Er leistete der Mission treffliche Dienste, und empfahl sich besonders den Indianern, denen das Evangelium gepredigt wurde, durch seine ärztlichen Kenntnisse. Er war so glücklich, seinen Herrn, den ehrwürdigen Vater Xaverio, der an einem heftigen Wechselfieber krank darnieder lag, durch einen Kräutertrank zu kuriren. Auch der fromme, acht-christliche Sinn des Negers wirkte wohlthätig auf die Neubekehrten ein.

So waren zwey Jahre verflossen. Vater Xaverio befand sich jetzt gerade in Mexiko, wohin ihn der General seines Ordens berufen hatte. Der Missionar erfuhr hier, daß er zum Guardian des Klosters San Josef, unfern Saragossa, erwählt sey. Er sollte seine Einschiffung beschleunigen. Das Kloster, für das er als Vorstand bestimmt war, sollte Reformen erhalten. Die Ordensbrüder hatten sich mehrerer Unordnungen schuldig gemacht. Sie bedurften eines ernstlichen und strengen Obern, eines Mannes, der in dem Orden Namen und Ansehen hatte. Vater Xaverio war der Mann dazu. Seine Gesundheit hatte übrigens durch vieljährige Missionsreisen gelitten. Wollte man ihn dem Orden erhalten, so mußte man ihm mehr Ruhe gönnen.

Der neue Guardian von San Josef sollte sich am folgenden Tage auf der Santa Isabella nach Europa einschiffen. Ungern dachten die Franziskaner von San Capistrano, bey denen Xaverio wohnte, an die Abreise ihres Gastes. Nach aufgehobener Mittagstafel blieben die Brüder im Refectorium beisammen. Das Poculum hilaritatis, mit dem ältesten Ehren-Weine gefüllt, kreiste zu Ehren Xaverio's. Ehe der ehrwürdige Mann den Becher an den Mund setzte, sprach er im Kreise der versammelten Franciskanerbrüder von San Capistrano: Ich erzählte Euch oft von meinem treuen Neger, der mir nicht Diener, sondern Bruder war, der reichlich mit mir gearbeitet hat im Weinberge des Herrn. Soll ich heute des Weines christlich froh werden, so muß ich diesen Becher mit dem treuen Francesco theilen. Erlaubt

mir, daß ich den braven Neger herbeyrufe, und ihm in Eurer Gegenwart für seine treuen Dienste danke.

Ein jüngerer Ordensbruder eilte sofort aus dem Refectorium, um Francesco zu rufen. Bald darauf kehrte er mit dem Neger zurück.

Tritt näher, guter Francesco, sprach Vater Xaverio, ich habe ein freundlich ernstes Wort mit dir zu reden. Um dich nicht zu kränken, verschwieg ich dir, daß wir uns trennen müssen. Ich kehre morgen nach Eurova zurück. Wir dürften uns schwerlich in diesem Leben wieder sehen. Ich bin ein alter Mann und meine Tage sind gezählet. Für dich habe ich geforgt. Tausend Piaßer, die Donna Maria de las Navas, der ich von deiner Treue erzählte, in meine Hände niederlegte, erleichtern dir den Anfang eines kleinen Gewerbes. Die edle Spanierin nimmt Interesse an dir, und wird in der Folge noch mehr für dich thun. Suche dir ein Weib und lebe glücklich. Ich werde deiner in meinen Gebeten gedenken. Jetzt theile mit mir diesen Becher und mache mir durch deine Thränen den Abschied nicht noch schwerer. —

Ehrwürdiger Vater, erwiderte Francesco, vergebt, wenn ich den Becher zurückweise. Meine Seele ist betrübt; ich kann nicht trinken. Was that ich Euch, daß Ihr mich von Euch lassen wollt? Warum darf ich Euch nicht folgen? — Stößt mich nicht von Eurer Seite. Ihr seyd alt, und bedürft der treuen Pflege. Bin ich zu schlecht für Eurova, so will ich bleiben, denn Unehre möchte ich Euch nicht machen; braucht Ihr aber Euch meiner nicht zu schämen, so nehmt mich mit. Ich danke Donna Maria für ihre Güte, allein ich kann sie nicht benutzen. Ich werde nie heirathen. Mich bindet ein Gelübde. Als Ihr am Fieber schwer darnieder laget, und ich Euch einmal sanft schlummern sah, da schlich ich um Mitternacht aus der Hütte, welche die Indianer Euch gebaut hatten, kniete nieder und betete zu unserm Gotte. Ich gelobte dem Herren für immer meine Dienste, versprach nur der Kirche und ihrem heiligen Worte zu leben, und erst im Tode von Euch zu lassen. Darum kann ich kein irdisches Weib berühren. Eure Genesung war mir

mir ein Zeichen, daß der Herr mein Gelübde angenommen. Thut jetzt, Vater, was Euch beliebt.

Vater Xaverio öffnete seine Arme und rief begeistert: Komm an mein Herz, treue Brudersseele und nimm den Bruderkuß. Du bist bey Gott nicht zu schlecht für Europa! Ach, wären alle Weisen so rein, wie dieser Schwarze! Du ziehst mit mir nach Spanien. In San Josef nimmst du das Gewand des heiligen Franciscus: Du bist schon mehr als ein Probjahr bestanden, dir darf man das Noviziat abkürzen. Das Gesicht, das ich in der letzten Nacht sah, wird in Erfüllung gehen. Du erscheinst mir im Ordensgewande. Der heilige Graal ruhet in deiner Hand. Du vertheidigtest ihn gegen Räuber. Deine Hand war blutig. Ein Engel nahm dir den Kelch ab. Du sankst endlich, der Uebermacht der Räuber erliegend. Der blutige Dolch in deiner Hand verwandelte sich in ein Kreuz. Es ziemt mir nicht, das Gesicht völlig auslegen zu wollen; denn eine gewisse Art der Traumdeuterey ist Sünde, eine heidnische Beschäftigung, mit der sich kein Christ befassen sollte; indessen dürfen wir doch annehmen, daß Gott seinen heiligen Willen schon durch Träume kund gegeben hat. Donna Maria de las Navas mag auf eine andere gottselige Weise über die für dich bestimmten tausend Piafter verfügen. Ich werde ihr vorschlagen, daß sie dies Geld zur Unterstützung deiner unglücklichen Landskute, deren sich der Herr in Gnaden erbarmen wolle, anlegen solle. Jetzt trink aus meinem Becher! Von heute gehörst du dem Orden förmlich an.

Xaverio schiffte sich mit Francesco nach Spanien ein. Nach einer fünfwochenlichen Fahrt landete die Santa Isabella im Hafen von Cadix. Die Reise von hier bis Saragossa wurde von Xaverio zu Lande gemacht. Im Kloster San Josef fand er die seinen Verdiensten und seinem neuen Amte entsprechende Aufnahme. Er stellte die im Kloster eingerissenen Mißbräuche ab; in kurzen war Alles geordnet; die Regel behauptete wieder ihr altes Recht. Das Kloster San Josef war eines der geachteten Klöster Spaniens. Dies hatte der Guardian Xaverio bewirkt.

Francesco legte nach sechs Monaten die Gelübde ab. Seine Einseidung wurde mit vieler

Feierlichkeit vollzogen. Der Orden gewann an ihm einen tüchtigen Laienbruder. Die Pflanze des Guardianats beschäftigte unsern Neger vorzugsweise. Er verehrte in Xaverio den Vater.

Francesco's Kräuterkunde erweiterte sich mit jedem Jahre. Er studirte gründlich. Was er Don Morillo am Krankenbette abgesehen hatte, das verbreitete sein heller, ächt praktischer Verstand, welcher der Natur nicht vorgriff, auf eigene Weise. So wurde Francesco bald ein sehr geachteter Mann. Die Aerzte zu Saragossa nahmen den Laienbruder von San Josef oft in Rath. Die Kranken der Umgegend sandten oft nach dem menschenfreundlichen Negerbruder.

Vater Xaverio war 73 Jahre alt, als János den Sturm auf San Josef beschloß. Der greise Guardian wollte das Kloster nicht in die Gewalt des Feindes kommen lassen. Lebendig sprach er zu dem edeln Pallafox, der ihn schon 8 Tage vor János's Ankunft zum Abzuge aus dem Kloster bewegen wollte, lebendig soll man mich nicht aus diesen geweihten Mauern ziehen. Meine Brüder denken wie ich.

Das Kloster hatte eine aus den Kerntruppen Saragossa's auserwählte Befahrung erhalten. Xaverio gab ihr den Segen. Er hatte sich mit ihr und den Mönchen ferretlich dem Tode geweiht. Es war eine ruhrende Scene. Drey Mönche sollten die heiligen Gefäße retten, und sich für das Kloster erhalten. Sie sollten gleichsam den Stamm für die neue Generation von San Josef bilden. Sie wurden durch das Loos bestimmt. Francesco befand sich unter ihnen. Der Neger widersprach. Er wollte an Xaverio's Seite sechten und fallen. Der Guardian erinnerte ihn an das Gelübde des Gehorsams. Francesco's Wille war gebrochen. Als die erste Kugel durch das Dach der Kirche schlug, und Xaverio mit den drey dem Leben angehörigen Brüdern am Hochaltar kniete, und für die draußen Sechtenden betete, da sprach der greise Priester: Jetzt wird es Zeit, daß ihr aufbrecht! Nehmt die Reliquien und die heiligen Geräthe. Er nahm den Kelch aus dem Tabernakel, legte ihn in Francesco's Hand, und sagte leise zu ihm: Wäge der Engel, den ich im Traume gesehen, dich geleiten.

Die

Die Brüder stiegen den geheimen Gang hinab und schlossen die versteckte Thür hinter sich zu. Francesco blieb hinter der Thür stehen, durch die man, vermitteltst einer kleinen unscheinbaren Spalte, den Hochaltar sehen konnte, an dem der Guardian inmitten des Kugelregens betete. Auch Francesco betete in dem unscheinlichen Gewölbe. Als endlich der Feind in die Kirche eindrang, als der geweihte Raum zur blutigen Wabstalt wurde, da kochte die Leidenschaft immer höher in des Negers Brust. Er wäre hervorgeführt aus seinem Versteck, um den ehrwürdigen Faverio mit seinem eigenen Leibe zu decken, hätte ihm nicht das Gelübde des Gehorsams ein Anderes geboten. Als aber der Guardian am Hochaltar, von Sationetten durchbohrt, entseelt niederfiel, da warf er sich auf die Knie, und sprach voll dumpfen Entsetzens: Ich räche dich, ehrwürdiger Greis, und folge dir bald!

Francesco wankte jetzt seinen Gefährten nach, die einen bedeutenden Vorsprung hatten. Der geheime Gang endete in der Kirche zu den Clarissierinnen zu Saragossa. Hier im Todtengewölbe der frommen Schwestern kam er hinter einem verfallenen marmornen Sarkophag zu Tage. Die Bestimmung dieser unterirdischen Verbindungsstraße war unbekannt. Die Klöster von San Josef und von Santa Clara hatten früher einem und demselben Orden angehört. Auch San Josef war früher von Clarissierinnen bewohnt gewesen. Wir wollen daher diesem geheimen unterirdischen Gange keine zweideutige Bestimmung geben.

Die heiligen Geräthe waren gerettet. Francesco und seine Gefährten begaben sich zu Pallafors. Sie berichteten dem General, was sich in San Josef zugetragen. Pallafors staunte ob des Muthes der Mönche, von denen nur die drey vor ihm stehenden Ordensbrüder übrig geblieben waren. Tief gerührt hörte der General das schauerliche Ende des ehrwürdigen Faverio.

Wir wollen ihn rächen, sprach er ernst, das Auge gen Himmel gehend. Thut das, General, sprach der Neger, aber erlaubt auch mir, das ich Theil an der Rache nehme. Hört meinen Plan. Ich habe durch einen Bauer, einen schlauen Ge-

sellten, Kunde erhalten, daß eine Abtheilung des 93ten französischen Regiments, das bei dem Sturme auf unser Kloster am thätigsten war, in dieser Nacht in der eroberten Kirche Quartier beziehen wird. Gebt mir zwanzig entschlossene Spanier, die den Tod nicht scheuen, und ich werde unserm Faverio ein Todtenamt halten, dergleichen noch keinem Franciesaner Guardian zu Theil geworden. Ich führe meine Leute durch den geheimen Gang, von dem ich Euch sagte, in die Kirche von San Josef. Um Mitternacht treten wir aus unserm Versteck hervor, und richten ein Blutbad an, das Faverio's Geist verfluchen soll. Der Uebermacht am Ende weichend, ziehen wir uns in den unterirdischen Gang zurück. Pallafors gab seine Einwilligung. Es fanden sich mehr denn zehnmal zwanzig Spanier, welche den unterirdischen Zug mitmachen wollten. Francesco wählte sich jetzt fünfzig kühne Männer aus. Mehr wollte er nicht zulassen.

Die Thurmuhre in der Cathedrale von Saragossa hatte eben zehn Uhr in der Nacht geschlagen, als der letzte Mann der von dem Neger auserlesenen Schaar aus dem Todtengewölbe der Clarissierinnen in den unterirdischen Gang stieg. Francesco schritt mit zwey geweihten Kerzen voran. Gegen zwölf Uhr stand er vor der geheimen Pforte, mittelst welcher der unterirdische Weg in die Kirche von San Josef mündete. Der Neger öffnete leise die Thür. Mitten in der Kirche glimmten die letzten Reste eines Wachtfeuers. Eine Compagnie Franzosen lagerte in dem geweihten Raume. Alle waren, von den Anstrengungen des Tages erschöpft, im Schlafe begraben. Vor der Kirche schritten Wachen auf und nieder.

Francesco vertheilte seine Leute. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen stiegen die Dolche der Spanier zu wüthen an. Jeder derselben hatte schon drey Franzosen niedergestochen, ehe die Wachen vor der Kirche Kunde von dem Mordanschlage erhielten. Jetzt entpant sich ein verzweifelter Kampf. Die im Innern der Kirche noch lebenden Franzosen griffen zu den Waffen, von außen drang Verstärkung ein. Die Spanier kochten wie Verzweifelte. Francesco's schwarzes Gesicht hatte etwas Grauensvolles. Von dem Schein der ewigen Lampe gewahrt der Neger einen

einen jungen Offizier, der gegen einen Spanier ankämpfte. Er erkannte in ihm einen der Mörder des Guardians Xaverio. Mir gehört dieser, rief er dem Spanier zu; geh, und suche dir eine andere Beute. Mit diesen Worten stürzte er wüthend auf den Franzosen ein, und sagte ihm den Dolch tief in das Herz.

Jetzt war es aber auch um Francesco geschehen. Er hatte sich von den Seinigen allzuweit entfernt. Für ihn war an keinen Rückzug zu denken. Fünfzehn Spanier retteten sich durch den geheimen Gang. Die Uebrigen waren gefallen. Der Neger kam schwer verwundet in die Hände des Feindes. Jänot verbieth ihm Begnadigung, wenn er anzeigen wollte, wie es den Spaniern möglich geworden, in das Innere der Kirche einzudringen. Francesco wies die Begnadigung des Marshalls schüchtern zurück, und sprach dabei noch ein prophetisches Wort über den Fall Napoleon's, das man nicht ungeahndet lassen konnte. Sieben Grenadiere wurden zur Hinrichtung des schwarzen Mönchs kommandirt. Francesco verbat sich das Verbinden der Augen. Er zog ein kleines silbernes Kreuz aus der Kapuze hervor, und befestete auf dasselbe seinen Blick.

Von vier Kugeln durchbohrt, sank er freundlich lächelnd nieder. Der Negermönch war nicht mehr. Vater Xaverio hatte recht geträumt.

Später entdeckte man die Thüre zu dem geheimen Gange. Sie war aber nutzlos für die Franzosen, denn Vallafor hatte die unterirdische Verbindungsstraße verschütten lassen; allein das Andenken Francesco's ist nicht verschüttet.

Zur Nachricht.

Die Jahrmärkte der Gemeinde Lucens, Canton Vaud, werden im Jahre 1836 an folgenden Tagen abgehalten: 1) den 1 April; 2) den 7 October; 3) den 9 November.

Die Stadt Thann, im oberelbsässischen Departement hält jährlich zwölf Jahrmärkte, welche in diesem Jahr auf folgende Tage fallen: 1) den 11 Jenner; 2) den 8 Hornung; 3) den 14 März; 4) den 11 April; 5) den 9 May; 6) den 13 Brachmonat; 7) den 1 Heumonat; 8) den 2 Augustmonat; 9) den 12 Herbstmonat; 10) den 10 Weinmonat; 11) den 14 Wintermonat; 12) den 12 Christmonat.

Thorschluß zu Basel.

Jenner um halb 6 Ubr.	May bis den 15 um 9 Ubr.	Septemb. bis den 15 um 8 Ubr.
Hornung bis den 15 um 6 Ubr.	vom 16 bis zum 31 um halb 10 Ubr.	vom 16 bis zum 30 um halb 8 Ubr.
vom 16 bis 28 um halb 7 U.	Juny um halb 10 Ubr.	October bis den 15 um 7 Ubr.
März bis den 15 um 7 Ubr.	July um halb 10 Ubr.	vom 16 bis 31 um halb 7 U.
vom 16 bis 31 um halb 8 U.	August bis den 15 um 9 Ubr.	November um 6 Ubr.
April bis den 15 um 8 Ubr.	vom 16 bis 31 um halb 9 U.	December um halb 6 Ubr.
vom 16 bis 30 um halb 9 U.		

Sperranstalt des St. Johann, Eschen, Spahlen- und Niehenthors.

Jenner, Hornung und März bis 10 Ubr. April bis 11 Ubr.
 May, Juny u. August bis 12 Ubr. September bis 11 Ubr.
 October, November und December bis 10 Ubr.